

# Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Ar. 7. Wöchentlich eine Nummer. Vierteljährlich 2 1/2 M. Berlin, 13. März 1887. Große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern 4 1/2 M. XIV. Jahrg.



Der Mühlendamm in Berlin. Von Friedrich Stahl.

Der Verschönerungslust der deutschen Reichshauptstadt fällt jetzt auch der Mühlendamm zum Opfer, dieses Schmerzenskind der Berliner seit Menschenalter. Einst ein unbebauter, die Spree überbrückender Verbindungsweg zwischen den Städten Berlin und Köln, erhielt der Mühlendamm, — so heißt er nach den auf der nördlichen Seite belegenen Mühlen, — unter dem Großen Kurfürsten die ersten Häuser. Die unter den Vogenlauben errichteten Läden bildeten einstmalig den Mittelpunkt der

Berliner Geschäftswelt, aber schon seit Anfang dieses Jahrhunderts genügte die enge Straße nicht mehr für den Verkehr, und in neuerer Zeit kam der Mühlendamm mit dem eigenthümlichen Handelzweige, der sich in seinen Colonnaden eingekerkert hatte, — der Handel mit alten Kleidern, — in gar üblen Ruf. Schließlich war die unsaubere Straße nur noch ein Schmutzfließ in dem glänzenden Kleide der deutschen Reichshauptstadt, und ihr Verschwinden wird selbst von denen, die streng auf die Bewahrung

der Reste des historischen „alten Berlin“ halten, gut geheissen. Bleibt doch auch jenes Haus von wirklich geschichtlichem und architektonischem Werthe, welches unser kleines Bildchen vorführt, erhalten. Diesen Prachtbau, an der Ecke des Mühlendamms und der Poststraße, ließ 1762 Veitel Ephraim, der viel berufene Münzmeister Friedrichs des Großen, vom Baudirector Dietrich errichten, und mit einem glänzenden Gartensitze, das ganz Berlin in Staunen versetzte, wurde der Bau eingeweiht.

## Das Seeweiberl.

Eine Hochlandsgeschichte von August Silberstein.

(Fortsetzung.)

**A**m nächsten, lieblich schönen Tage saß Phrosi wieder mit ihrer Schwägerin vor dem Hause. Die Wiege stand nahe im Schatten. Ihnen im Rücken spannte ein an die Holzwand flach geästeter Birnbaum sein Blätterwerk aus, zwischen dem Früchte hingen, und vor ihnen, über ein kleines, buntes Gärtchen hinweg, das farbige Blumen reichlich bestanden, ehe der Boden sich noch schräger abwärts senkte, lag der See, der sonnenbeglänzte See. An Stellen war er blau, wie der Himmel, dann wieder grün, wie der Tannenwald, oder dunkel, wie dessen Stämme und feuchte Felsen unten. An einer fernen Stelle spiegelte sich das Jägerhaus, und seltene Vögel stießen ab und zu gegen das Wasser.

Phrosi hatte sich die Lichtung zeigen lassen, in welcher der „Seebär“ hauste, wie sie sagte. So hatte sie schon einen Namen für den verborgenen Seewalcher, ehe sie ihn kannte. Sie reckte und streckte den Hals, um, nach der Jägerin Weisung, das Haus zu entdecken. Ihr war ja Alles neu, sowohl das Thun hier, wie jedes Hüttlein im Schilf oder hohen Grafe. Und richtig bemerkte sie an bestimmter Stelle zuweilen genau einen Rauchfang oder ein Stück Weiß, das sie für Mauerwerk erklärte, anstatt, wie voreerst, für Seefläche.

„Aber, das liegt ja reizend!“ rief sie aus. „So wollen wir doch einmal hinüberfahren im Kahn oder zu Fuß dahin gehen. Das muß ja entzückend schön für die Leute sein, von dort aus weit herüber und in die Alpenwelt zu sehen!“

„Was nützt das,“ entgegnete die Jägerin, „wenn Augen dort sind, die nicht sehen, Ohren, die nicht hören...“

„Aerger, als Bären!“ fiel Phrosi reimend ein, und sie lachten Beide herzlich.

„Siehst Du,“ nahm das Mädchen wieder das Wort, „wie man sich oft einbildet, in dem oder jenem Erdenwinkel müßte das Leben so reizend sein! Und dann ist der Erdenwinkel da, es sind sogar auch die Menschen, die dazu gehören, darin, aber von Glück ist nichts zu spüren.“

„Meinst du? Vielleicht sind sie glücklich. Es scheint sogar.“

„Kann nit sein!“ sagte Phrosi rasch, „Ohne Frau, ohne Hauswesen, ohne... kurz, ich glaube fest, daß sie nicht glücklich sind, wenn sie es auch scheinen oder scheinen wollen. Denen müßte man das Glück lehren, beibringen!“

„Hahaha!“ lachte die Jägerin in die hastigen Worte des Mädchens hinein. „Bist erst in die Gegend gekommen, kennst die Leute gar nit und möchtest ihnen Dein Glück beibringen! Du, das ist zu spaßig! Das muß ich Deinem Bruder, dem Anderl, erzählen, der wird nit wenig lachen!“

„Pst! pst! stieß Phrosi beschwichtigend hervor. „Nit so geschwind. Laß uns noch plaudern!“ Und dann fragte sie noch weiter Mancherlei bezüglich der Alten drüben, dann wieder wegen des Jungen.

„Siehst, Kind!“ sagte das Weib. „Hast gemeint, wir haben gar nit Seltsames hier, in unserer Einsicht, und jetzt kennst Dich vor Seltsamkeit gar nit aus!“

„Ja, ich wollt, ich wär' so ein Seeweiberl da und könnt' mir einen hübschen Mann, meinetwegen auch den, — wie heißt er? — Beni, ja, den Beni fangen und mit ihm am See wohnen. Mir gefallt's da ganz ausnehmend gut, ich möcht' bei Euch bleiben!“

„Daß's Dich nit bald reut!“

„Gewiß nit! So was war immer mein Sinn. Und jetzt ist's mir gerad', — wie kindisch, launisch! — als könnt's, sollt's und müßt's sein!“

„Schau Dich nach einem Jäger um; wart', bis mein Mann sich anderswohin versetzen läßt, dann kommst ja leicht sein irgendwo, an einem See, oder an unserer Stelle da.“

„Nein, ich möcht' mit Euch, bei Euch, gerad' mit der Mutter und allen Lieben zusammen sein!“

„Wär' nit übel. O mein, es wär' freilich herzig gut. Aber mit dem Beni ist nit anzufangen. Wenn Du ihm in die Näh' kommst, geht er davon. Meinst Du, keine der Weiberleut' hätt' noch auf Mann und Gut ein Aug geworfen? Aber, — hol' Wasser aus dem See mit einem Sieb! Fang' den Fisch mit einem Spinnnetz! Schieß' den Geier mit einem Blasrohr!“

„Du hast Recht. Man träumt und faßelt so Allerlei. Du warst ja auch ein Mädl und hast vielleicht einen Jagdprinzen heimlich geliebt, eh...“

„Da muß ich bitten!“ fiel die Schwägerin mit ihrer Nüchternheit fest ein. „Gar nit hab' ich mir vorgestellt. Bis Einer kommen is, den ich gern gehabt hab'. Und jetzt war er da, — mein Anderl!“

„Anderl!“ rief dessen Schwester zugleich in die Ferne hin, denn dort, von einem Felsweg, zwischen den Bäumen heraus, kam der Jäger.

Er führte den Hund an der Schnur, der ihn an dieser Stelle bereits mehr vorwärts zog, als selber sich leiten ließ. Der Mann beugte sich, machte dem Jagdbegleiter ein Schweigen befehlendes Zeichen, und das Thier sprang hastig, aber still voraus, zu den Frauen hin, die es, leise winselnd und stark wedelnd, begrüßte; dann schlich es an die Wiege und legte sich dabei still nieder, den Kopf, wie lauschend, auf seine vorgestreckten Pfoten bettend.

Der Jäger kam heran, ging leise voreerst an die Wiege, lächelte in die Züge seines Kindes, das unter einem geschickt zur Wölbung gebogenen, weißen Tuche schlummerte, die geballten roßigen Händchen gerade regend, und dann ging er zu Weib und Schwester, die sich erhoben hatten, aber nach den Begrüßungen wieder Platz nahmen.

Er streifte das grüne Band seiner umgehängten Jagdflinte von Schulter und Arm, lehnte sie hinter die geöffnete Hausthür und kam wieder, um neben den Weibskenten Platz zu nehmen.

„So früh warst schon aus und kommst in der Hitze heim!“ sagte die Schwester.

„Ruß ich,“ antwortete der Jäger. „Wild heißt's bei Morgenanbruch beschleichen oder ausführen. Jetzt ist Alles versteckt in den Nastplätzen. Heut' bin ich gerad' zurecht gekommen. Find' ich eine Gais, ein Reh, das auf den Hinterläufen sich kaum fortschleppen kann. Und ein Kixerl, wohl nur eine Woche alt, dabei. Ich traue' meinen Augen kaum. Wer war so dumm oder so schlecht, das Mutterthier anzuschleichen? Mein Bursch' gewiß nit. Ein Wilderer. Ich tracht', daß ich nahe komm! Das arme Thier rutscht nur mehr, und das Kleine macht seltsame Sprünge' und fuppt (ruft). Ich komm richtig nah' hinbei und seh' das Thier als elenden Kümmerer; es hat eine Wunde am Rücken, breit, offen und geschwollen. Das war keine Schußwunde mit richtigem Schweiß (Blutung). Das Thier sieht mich mit den großen, weinenden Augen über und über an. Das war schmerzhaft. Ein hoch von der Felswand abgefallener Stein hat die arme Gais gerad' über'm Rücken getroffen und diesen nit ganz abgeschlagen, aber nit viel weniger. Ein rechtschaffener Jägerschuh hat der Sach' ein End' gemacht, und ich hab' sie liegen lassen, daß der Bursch' sie holt. Denn das Kixerl hab' ich nehmen müssen und heruntertragen.“

„Wo hast's?“

„Das hab' ich Euch heimtragen wollen, und es hätt' uns auch Spaß gemacht, im Stall, auf eine Weil'. Aber wie ich so geh', nächst der Blöckwand herunter, treff' ich den Beni!“

Den Beni!“ rief die Schwester, welche mit besonderer Aufmerksamkeit der ganzen Mittheilung gefolgt war.

„Er hat gerad' einen Schlitten voll Heu hinter sich hergezogen, über das Gras herunter, dem Hause zu.“

„Und?“ drängte die Jägerin.

„Und er will das Kixerl haben?“

„Zum Abschachten?“ fragte unwillig die Jägerin. „Zum Auffressen? Der Unmenschl! Das Ungeheuer!“ rief Phrosi mit heftiger Entrüstung.

„Ah, fällt ihm nit ein! Es hat ihm so gefallen, daß er stehen geblieben ist und es gestreichelt hat. Er hat mich drum gebeten. Er will's aufziehen.“

„Er?“

„Na ja; warum nit? Sie haben eine Ziege für die Alte, weil sie die Milch gar so gut für die Brust hält. Für das Kixerl reich't's auch, und wenn's bald an's Gras- oder Heufressen geht, haben sie ja überaus genug. Und wenn er seine Freund' hat, so soll er auch eine haben. Der Wilde wird doch ein wenig zahmer und menschlicher dabei.“

„Hätt'it das kleine bag'schirliche\*) Ding uns gebracht!“ sagte die Jägerin. „Hätt' auch gerad' jetzt Spaß gemacht!“

„Freilich. Aber da im Haus giebt's gerad' jetzt mehr zu thun. Wer soll da viel drauf schauen, füttern? Nachher muß er's auch wieder laufen lassen!“

„Wird er aber?“ fragte Phrosi besorgt. „Wenn's fett gemacht ist, wird er's schlachten und essen wollen!“

Der Jäger lachte: „Ein Rehlkixerl machst nit fett, meine liebe Schwester. Und er wird's schon gern wieder laufen lassen, wenn's im Stall herumschlägt. Er muß es auch laufen lassen, dafür bin ja ich da! Aber das Alles weiß der Wald- und Seemenschl gerad' so, wie ich. Denkt's nit anders! Darüber waren wir bald hinaus. Mich hat's aber gefreut, wie er's so weich in den Arm genommen hat und in den Stall getragen, ihm frisches Laub untergestreut, und wie er Alles zurecht gebracht. Die Ziege hat hellauf gemedert, und dabei ist ihm ein Lachen über das ganze Gesicht gegangen!“

„So ist er doch nit gar so bösl!“ meinte Phrosi. „Die Alte ist aw'schti (unpaß) und liegt seit zwei Tagen in der Dachlammer oben. Ich hab' sie gar nit gesehen. Aber weil er gar so freudig drein geschaut hat und so gut aufgelegt war, hab' ich mich wieder

einmal zu ihm gesetzt. Er hat sogar gesagt, ich soll austrasten; und da sind wir auf dem moosigen Stein nit weit von der Hütte gesessen, und ich hab' ihm die größte Freud' gemacht, die ich ihm machen kann, — ich hab' ihm von den Seejungfern, von den Seeweiberln wieder erzählt.“

„Märten? So Geschichteln?“ rief Phrosi aus. „Er hört auf die?“

„Wohl! Wie alle Kinder oder kindischen Gemüther!“ Die letzten Worte machten sie nachdenklich. Der Jäger aber setzte seine Erzählung fort:

„Ich hab' ihm erzählt, daß ich selbst solche Seeweiberln beim Tanz einmal im Wirthshaus gesehen!“

„Was läßt Du!“ rief die Jägersfrau.

„Wozu solche Spintifereien?“ sagte Phrosi milde.

„Ich hab' sie freilich nit selbst gesehen. Aber der alte Hiesl im Priethal, wo ich zuerst war, hat mir fest und frei versichert, daß er einmal im Finstern, als er zum Wirthshaus, zur Tanzmusik gegangen ist, am Fenster draußen zwei seltsame Dirnl oder Weiber hab' stehen gesehen. Sie haben zum Licht hineingeguckt, haben seltsam schimmernde Haare gehabt und schon von ferne merkbare gluthige Augen. Er ist hinzugegangen und wollt' Scherz machen. Da waren sie verschwunden, wie in die Erd' gesunken oder in die Luft geflogen. Bei ihrem Lachen habe er einen großen Zahn, einen fischgrätigen, gesehen. Und nur von ferne, dem Wasser zu, hat er zuletzt etwas sich rühren bemerkt!“

„Der alte Hiesl war ein rechter Narrenhiesl, wie der Nam' richtig ist, und hat wohl mehr Wein oder Bier, als Wasser schon früher gesehen, ehe er in das Tanzstubenlicht gekommen ist!“ sagte Dork, die Jägersfrau.

Phrosi lachte. „Zwei frische Madeln sind leicht um's Eck!“ kicherte sie. „Oder im Gebüsch. Dazu brauchen sie nit Wassernixen zu sein.“

„Und daß Eine mit einem Burschen vom Tanzboden weg gerade in den See hineingetanz't ist, das weiß der Beni auch. Er hat nur gemeint: ‚Geschicht ihm schon ganz recht, warum tanzt er; ich thu's mein Leben nit, und so was fürcht' ich nit!‘ So hat er zu mir gesagt, und solche Reden machen mir Zeitvertreib, Spaß. Er hätt' auch, wie er meint, das böse Seeweiberl sofort an den Zähnen erkannt!“

„Wieso?“ fragte das Mädchen.

„Nun, es giebt nämlich zweierlei Seeweiberl, Seejungfern, Seenixen, was immer eigentlich dasselbe bedeutet, nämlich gute und böse.“

„Meint er?“

„Ja, er weiß es auch von mir. Die bösen erkennt man an grünlichen Schimmer in Augen und Haar und an den schiefen, längeren Zähnen. Die guten sind einfach hübsch, sogar recht mudlsauber, und darum hat auch die eine Geschichte, — ja, am schönsten hat ihm die eine Geschichte gefallen!“

„Welche Geschichte?“

„Die vom häufigen Seeweiberl!“

„Nun? Wie?“

„Einer hat einmal ein Seeweiberl gefangen.“

„Gefangen? Man kann sie fangen?“ rief Phrosi.

„Du wärst dersel' aber wohl nit! Du!“ sagte scherzend Dork zu ihrem Manne.

„Ich hab' ihm auch nit gesagt, daß ich's gewesen wär'. Ich hab' ja ein lieb's Menscherl zum Weib!“ fügte er schmeichelnd hinzu. „Aber die guten Seeweiberl lieben auch die Menschen, zumeist die Hüßbedürftigen und Einsamen. Da hat der Beni recht aufgepaßt! Ein solches Seeweiberl ist nun in eine einsame Hütte gekommen und hat bei alten Leuten, welche einen einzigen Sohn gehabt, im Dienst alle Arbeit verrichtet. Man hat sie recht gern gehabt, und die jungen Leute haben sich auch recht gern gesehen. Aber jeden Abend ist sie zum See gegangen und dann erst wieder heimgekommen. Da war der Junge eifersüchtig und ist ihr nachgeschlichen. Sie hat sich umgesehen und hat ihn recht gebeten, es nicht zu thun. Wenn er nicht heimginge und sie nit allein lassen wollt', so geschäh' ein Unglück. Er ist ihr aber einmal doch nachgeschlichen. Und da ist sie in den See gestürzt, hat geschrie'n: ‚In sieben Jahren wieder!‘ und war verschwunden!“

Die Hörer schwiegen bewegt, die Geschichte konnte ja doch nicht so zu Ende sein. Und der Jäger erzählte richtig sofort weiter:

„Er war sehr betrübt, und Alle waren es über das Seeweiberl, das so häufig, so arbeitjam und so lieb gewesen. Alle Tage ist er an den See gegangen und hat geguckt, geguckt. Ja, hat seine Mutter gesagt, wenn man gewußt hätt', daß sie ein Seeweiberl wär'! Da hätt' man drei weiße Seerosen kreuzweis' gebunden, mit Weihwasser besegnet und auf die Schwelle geworfen, wenn sie dieselbe überschreitet. Dann hätt' man einen Ring genommen, mit drei eingeschnittenen Kreuzen inwendig, und ihr ihn an die linke Hand gesteckt; dann wär' sie gebunden gewesen und hätt' nimmer in den See, gar nimmer fort können!“

„Und als die sieben Jahr um waren...“ setzte Phrosi, halb erzählend, halb fragend, die Erzählung fort.

\*) Von baccio, Ruß.

„Ist das Seejungferl oder Seeweiberl wieder gekommen!“ ergänzte der Jäger.

„Also richtig!“

„Sie hat wieder tren und fleißig gehaust, ganz nett und wunderlieb. Die Alten waren schon todt und der Junge allein. Er hat die...“

„Drei Seerosen bei der Schwelle als Mittel gebraucht, den Ring angesteckt,“ fuhr Phrosi hastig fort.

„Ja, er hat die Liebste zum Pfarrer geführt, der hat sie getauft, zur Christenlehr' gebracht und...“

„Copulirt!“ rief Phrosi. „Und wenn sie nicht schon gestorben sind, so leben sie heute noch... Hahaha!“ lachte sie auf. „Und so was glaubt der Beni?“

„Glaubt er?“ fragte der Jäger. „Er schwört darauf! Er hält was auf meine Reden. Er sagt mir, die Mutter hab' auch von der Aehnl (Großmutter) so was halb gehört. Es könnt' bei dieser Hütte vor langer Zeit geschehen sein. Die Aehnl hat nur zu wenig heraus gered't. Und er selbst bedauert, daß ihm noch keine Seenizin untergekommen, daß ihm kein Seejungferl oder Seeweiberl in die Hütte geguckt. Er hätte sie zum Eintreten eingeladen oder da zu bleiben gebeten. Er müßt' sie nit heirathen, wenn er nit will. Aber das Hausen kann man sich schon gefallen lassen auf diese Weis'.“

„Der Schlaue!“ rief die Jägerin.

„Die Festigkeit!“ wendete Phrosi ein.

„Er sieht fest in Wald und See hinein,“ fuhr der Jäger fort. „Tag und Nacht. Er habe wohl, so sagt er, in den Seenebeln, bei Mondenschein, manchmal etwas gauteln und schauteln geseh'n, früher noch mehr, als jetzt, was ihm wie ein Menschenleib vorgekommen; aber Sicher'es kann er nit davon sagen.“

„Aber die Alte, die Mutter?“ fragte Phrosi. „Wenn er so ein Seeweiberl finge oder brächte!“

„Die,“ sagte der Jäger, „ist entweder eines Sinnes mit ihrem Sohnburschen, oder, wenn sie krank läge, meint er, wie so oft, so könnte er machen, was er wolle, — sie geht's nit an, sie weiß nit!“

Die Weißspersonen lachten gemeinsam hell auf, und der Jäger mußte einstimmen.

„Das ist ja gerade, als ob Ihr alle Zwei schon auf das Seeweiberl warten thät!“ rief Phrosi.

„Wenigstens Er!“ entgegnete die Jägerin.

„Wenn ihm so ein Mäd'l einmal einen rechten Schabernack anthät!“ erhob Phrosi fast sichernd die Stimme und lachte sodann.

„Geht doch nit!“ sagte die Jägerin.

„Geht!“ warf der Jäger energisch zwischen ein.

„Ihr habt keine rechte Idee, was man im einsamen Alpengebirg' glaubt. Auf unwandelnde Seelen, die sich selbst nit, aber Anderen helfen können, auf Geister, Erzmannl, salige Weiber, verwunschene Bildhüter, schwören Tausende. Meiner Seel, — wie ich den Burschen kenne, der treu und fest schwört auf das, was ich ihm sage, und der bei all seiner mürrischen, störrischen Sucht nach Einsamkeit doch ein gutherziger Kerl ist, und recht abergläubisch, traumhappet (träumerisch), den könnt' Eine...“

„Die Eine bin ich!“ rief Phrosi.

„Mach' keine Narretheien!“ sagte die Jägerin.

„Du, solche Keckheit wird Dir die Mutter vertreiben!“ rief der Jäger scherzend und doch ernst.

„Da hast Du die Mutter zu kennen verlernt, Andres,“ sagte Phrosi. „Die Mutter verläßt sich auf mich und verdirbt keinen Scherz!“

„Das wär' mehr, als Scherz!“ rief die Jägerin.

„Kühn!“ fügte ihr Mann hinzu.

„Hahaha!“ rief Phrosi, klatschte in die Hände, und ihre leuchtenden Augen spiegelten mehr als je. „Was kann mir geschehen? Entweder, er geht, gegen das Verbot, mir nach, und ich stürze mich doch nicht in den See! Oder er fängt mich, und ich komme doch heim!“

„Oder,“ sagte die Jägerin, „es sezt Böses ab!“

„Böses?“ meinte Andreas nachdenkend. „Nein, er ist ja doch ein guter Mensch. Und versündigen an geheimnißvollen Wesen mag er sich doch nit. So viel weiß er, so viel weiß ich von ihm. Allerdings, — was kann geschehen?“

„Du kommst um Deine Reputation bei ihm,“ sagte das Weib.

„Bah!“ erwiderte der Jäger. „Nit viel verloren! Oder ein Scherz muß ihn endlich doch herumkrieg'n.“

„Anderl,“ rief Phrosi, „ich, Du und die Mutter müssen das mit einander austochen; ich fange an, den Drei in's Pfannl (Pfännchen) zu geben.“

„Phrosi, Du bist ein herzig's Mäd'l! Ein satrischer Schab! Ich hätt' gar nit 'glaubt, daß ich ein so wunderlieb's Schwesterl hab'!“ Er rückte den Hut. „Phrosi, wir gehen die Geschichte an!“

„Ich bin das Seeweiberl!“ Und mit Händeklatschen und Sprüngen eilte sie zur Mutter.

„Das wird ein Hauptspaß!“ rief er und schmalzte mit dem Daumen hell dazu.

Das Kind war erwacht, schrie, die junge Frau hatte somit Beschäftigung, und der Mann nahm sein Gewehr vom Thore hinweg und ging in seine Stube. —

Das ganze Gerede, der Scherz und das Allerlei

drum und dran schien denn doch nur, wie eine Blase im See, aufgetaucht, geschimmert, zerplatzt und spurlos verschwunden. Die Jägerleute sprachen nicht mehr davon, und Phrosi schwieg einige Tage darüber.

Dann sagte Anderl zu seinem Weibe, mit seiner gewohnten, fast finsternen Miene: „Du, wir kommen heut' nicht zum Essen heim. Ich und die Phrosi gehen auf's Somlar. Sie will einmal Genssen nahe sehen, und ich zeig' ihr die in der Enzenschlucht.“

„Kann sie's dermachen (fertig bringen)?“

„Freilich wohl! Ich geh' den weiteren, leichteren Weg. Und ein jung's Dirnl! Hunger werden wir wohl viel heimbringen. Hebst das Essen auf; oder wir essen erst zur Abendzeit. Die Mutter weiß's schon von ihr. Und gleich wird sie fertig da sein. Braucht nit, als gute Schuh'. Einen Bergsteden hab' ich ihr von der Haselstauden geschnitten. Den rechten Hut, für's Landl bei uns, hat sie ja mitgebracht. Und da kommt sie schon!“

Prächtig sah das Mäd'l aus. Ein rosa Kattunkleid, mit kleinen rothen Blümlein, schmiegte sich an die Hüften und hielt ihre Brust umfangen, die vorn ein Schnürleibchen zeigte. Ein weißes Hemd, faltig zusammengezogen bis zur schmalen, gestickten Halskrause, deckte den oberen Theil. Der breitrandige, dunkle Hut, dessen ganzer Kreis unten mit hellem Grün ausgelegt war, gab dem frischen Gesicht gar so guten Schimmer. Und wie sie da stand, den Bergstock in der Hand, welcher neben dem Rande des kurzen Rockes, den hellblauen Strümpfen und zierlichen Knöchelschuhen auf den Boden gestemmt war, konnte sie einem Berg-, Land- oder See-Bewohner gar wohl gefallen.

Die Mutter sah aus dem Fenster droben. Die Schwägerin richtete noch an den Kockfältchen etwas, da Weiber immer an Kleidern richten müssen; dann die letzten „Bhüt Gott!“ herüber, hinüber, und rasch über den Wiesenweg fort, in die nächsten Büsche, welche zwischen den vor dem Berge gelagerten Felssturz-Trümmern wuchsen, — und entschwinden waren sie.

Als Beide von der ersten Waldeinsamkeit, nächst dem See, gedeckt und vollends umringt waren, brachen sie in das mühsam verhaltene Lachen aus.

Sie gingen keineswegs zur Höhe; ihr Weg lag mehr eben, über einen hügeligen, wellig sich fort-schlängelnden Boden dahin, der vom See aus nicht gesehen werden konnte, da er durch Busch und Baum und Gestein gedeckt war. Er führte geradeaus oder, besser gesagt, vorwärts im Bogen, zum Seewalcher-Hause.

Dem Beni sollte heute sein Seeweiberl beschert werden!

Andreas, der sonst ein trodener, im harten Berufe nicht leicht befriedigter Mensch war, warf bei einer Stelle seinen Stock in's moosige Gras, klatschte in die Hände, breitete dann die Arme aus und schloß seine Schwester herein. Er lachte und preßte sie herzlich an sich.

„Phrosi!“ sagte er, förmlich hervorstoßend, „Du machst mir a Freud', daß Du wirklich so lieb, so frisch-auf bist! Hätt's bis zum Weg da her nit 'glaubt. Aber wie Du g'rad bist... juh! juh! juh!“ Er jauchzte. „A Freud' hab' ich, a herztäufige Freud'!“

Gleich allen mürrischen Menschen ging er, wenn er zum Gegenseite gebracht war, ganz aus sich heraus.

„Es war so einsam bei uns!“ fuhr er rasch fort.

„Hätt' nit 'glaubt, daß ich selbst da noch so lustig wie ein Bursch werden könnt'!“

Förmlich gehüpft war sie in seine Arme, und sie lachte von Herzen hell bei seinem brüderlichen Umfassen.

„Ein Millionsappermentspaß soll das werden!“ ergänzte er. „Und jetzt keine Kuraschi verloren!“

„Kannst noch weit mit mir gehn?“ fragte sie.

„Nimmer gar weit. Er könnt' doch irgendwo da aus sein. Bis zum nächsten Bachgraben geh' ich. Dann gehst Du über den Stegbaum. Nur tapfer drüber. Und drüber steigt Du in die Trittpuren oder Erdstapfen, welche im Geriß sind. Dann, oben, siehst schon das Hüttdach, kannst nimmer fehlen!“ Er nahm seinen Bergstock wieder auf.

„Ein bißl wild und schiech (unangenehm) ist's schon da,“ sagte sie, sich umsehend. „Aber es ist doch a Pracht. Und jetzt... bhüt Di Gott!“ grüßte sie, fest entschlossen.

„Du,“ sagte er scherzend, „vergiss nit, Du bist eigentlich a Heidenische, und... Mit bhüt Gott!“

„Bhüt Di!“ rief sie nochmals. „Der Herrgott weiß schon das Andere! A Heidenpaß ist's schon!“ Sie lachte im Gehen.

Er blieb stehen und sah ihr nach. Sie verschwand allmählig hinter Bäumen und Felsstücken. Bei einer Biegung, durch die er sie zu erspähen wußte, sah er dahin. Sie kam richtig zwischen niederem Gebüsch wieder zum Vorschein und blieb plötzlich stehen. Er meinte schon, sie zögere und werde zaghaft. Sie aber ließ den Kock fallen und holte etwas aus ihrer Tasche. Sie entfaltete es: es war eine Schürze. Sie band dieselbe um, steckte den Brustlatz auf, that den Hut ab und ging mit blanken Haaren und Böpfen, die, wie bei einer Magd, rund um den Kopf gelegt waren.

„Kreuzköpfl!“ sagte der Jäger zu sich. „Wie sie an nit vergißt!“

Fort war sie. Er wendete sich, ging eine Strecke zurück und betrat den Hochwald. Von einer Höhe konnte er zum Seewalcher-Dache herabblicken, aber von den Vorgängen nichts wahrnehmen.

Phrosi gelangte unterdessen tapfer durch die Wildniß auf den Steig, der zu Beni's Hause führte. Daß die Alte krank zu Bette lag, wußte sie vom Jäger. Sie ging allerdings mit starkem Herzpochen in der einsamen Stille vor, an die alte Thür, öffnete diese und befand sich in der ruhigen Küche.

Nichts rührte sich. Sie öffnete leise die angrenzende Thür und guckte durch den Spalt in die dämmerige Stube, — sie war leer. Auf dem Steinherde in der Küche glimmte unter einem Aschenhäufchen noch etwas Gluth. Rings standen allerlei, vom letzten Gebrauche noch ungeräumte Schüsseln, Teller, eine Schale, allerlei Geräthe, wie sie eben die Küche hat.

Sie sah mit raschem Blicke ringsum, schürzte die Aermel und legte die runden Arme mit ihren Grübchen bloß. Sie ergriff Reifig, das in der Herdhöhlung lag, stüßte rasch in die Kohle, blies darein, und es flackerte bald munter. In der Arbeit bekam sie noch mehr Muth; das war ja ein redlich Thun!

Sie hörte den Brunnen in einem Nebenkammerchen zur Küche plätschern, füllte rasch einen Topf mit Wasser und stellte ihn an die Flamme auf dem Herd. Dann nahm sie eine hölzerne Mulde, die aus einem einzigen Stück geschnitten war, und stellte sie auf den großen, runden Holzblock, welcher in einiger Entfernung vom Herde ringsum frei stand.

Sie begann die Geschirre zu reinigen, bemerkte zugleich, wo die Mehlkiste war, und ersah mit ringsum forschenden Blicken, während sie arbeitete, die Holzstiege welche zum oberen Stockwerke führte. Sie hatte Salz und Schmalz. Alles sogleich finden können, nach ihrer Erfahrung und ihrer regen Umschau.

Die Thür war eine getheilte; es war ein getrenntes Untertheil und ein Obertheil da, wie oft auf dem Lande und im Gebirge. Die vorsichtige Einrichtung wehrt die Thiere ab, den allzukalten Zug unten und das Hereindringen des Regens. Phrosi hatte wohl zuerst beide Theile zugleich geöffnet, aber dann kundig den Riegel des Obertheiles gehoben, diesen zurückgeschlagen, den Untertheil geschlossen. Das gab zugleich in allen Fällen einige Sicherheit. Und das Licht drang hell von oben herein.

Beni kam.

Er kam aus dem Stalle, wo er eben mit dem Reifiglein gespielt hatte. Das hatte er losgebunden. Er war im frischgemähten Grase gelegen und ließ es über sich springen. Tolle Sätze waren das. Helles Lachen schenkte er dafür. Während solcher Tandelei hatte er das Nahen eines Fremden nicht bemerken können. Die Zeit verging ihm gut. Grashalme waren ihm jetzt noch im Kraushaar geblieben.

Nun war das Thierlein wieder festgemacht, und Beni kam.

Er schritt gegen die Thür, hörte, ehe er nahebei war, schon etwas sich regen und rief vor sich hin:

„Mutter! bist wieder munter?“

Der Phrosi pochte das Herz unterm Nieder gewaltig, doch sie hielt sich tapfer und vorerst schweigsam.

Er trat ganz heran, starrte in den schwarzen Raum, mit der Lichtstelle darin, und blieb plötzlich wie gebannt stehen.

Er öffnete Augen und Mund und rührte sich nicht. Sie sah über ihn mit ihren Glanzaugen weg, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen.

Das war er? Ein prächtiger, blonder Wilder! Hübsch, fürwahr, und kräftig. Ein riesiges Kind. Ein blond-flaumbärtiges Kind. Sogar die Grashalme machten ihn seltlich schön.

Er stand auch tapfer und wich nicht; fürchten hatte er nie gelernt. Er guckte endlich mit etwas vorgebeugtem Leib, sah die reizende weibliche Erscheinung da drinnen, und nach einer Weile kam ihm das gesuchte, rechte Wort auf die Lippen.

„Wer bist? Woher bist?“

Phrosi hob den einen runden Arm und wies in eine Richtung.

„Von der Dorf-Motten? Hat Dich die Mutter gerufen?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Von... weit... vom See?“ Das letzte Wort hielt er fast in den Zähnen zurück.

Sie sagte noch immer nichts.

Jetzt zuckte es ihm in's Herz; jetzt gab es ihm einen Stich da drinnen. Alle Erzählungen, von denen er in der letzten Zeit geträumt, die ihm der Jäger wieder vorgelesen, kamen dem einsamen Wald- und See-Burschen in den Sinn. Solche Mädchen, solche Gestalten gab es nirgends ringsum. Ein schöneres hatte er nie gesehen. Sie arbeitete emsig und schweigsam. Sollte er das nebelhafte Seeweibchen, leibhaftig so ein Seejungferl, vor sich haben?

Seine Gesichtsfarbe wechselte roth und blaß, seine

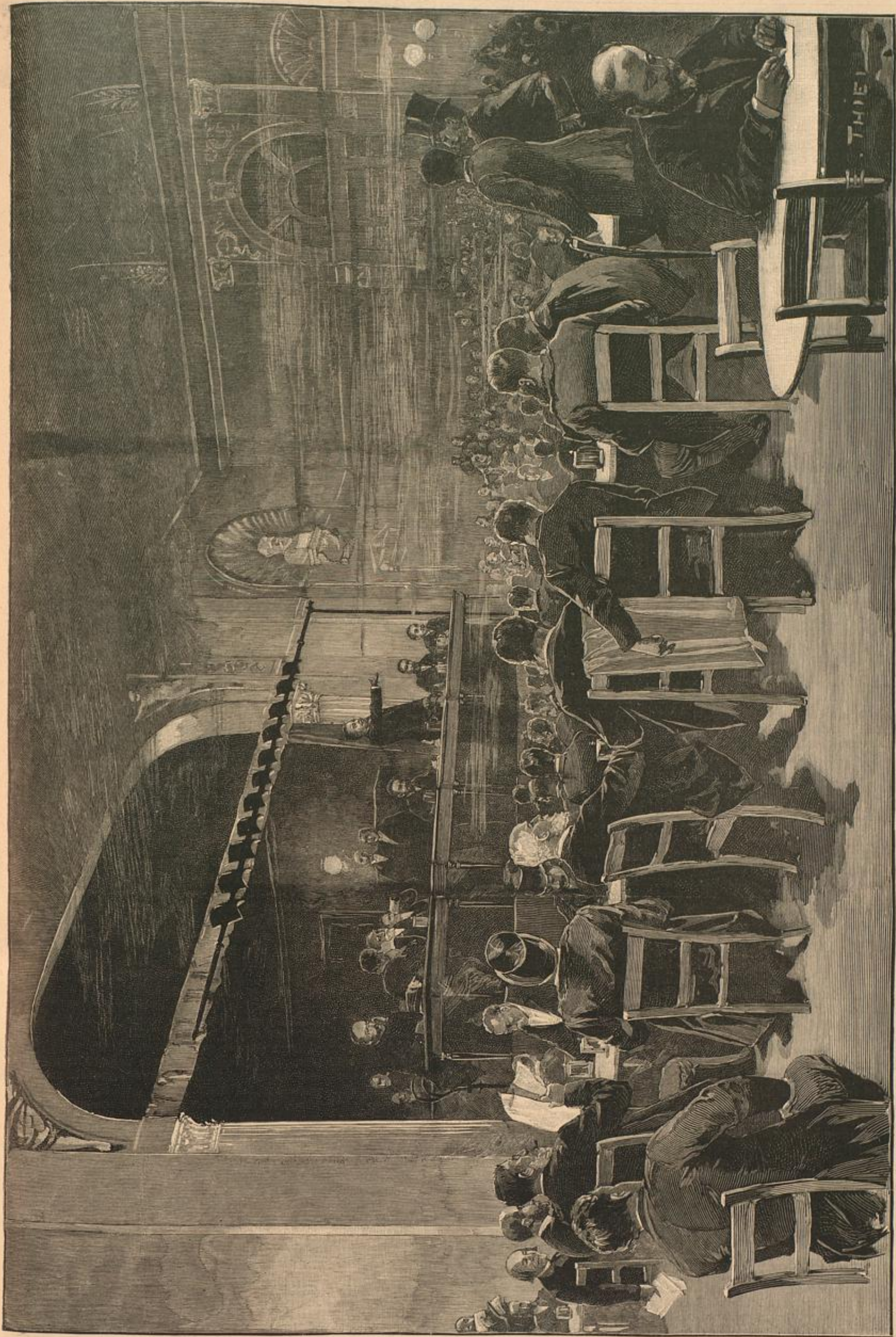


Der Pachtkrieg in Irland: Die Verbrennung der Pachthöfe zu Glenbeigh. Von A. Forestier.

Immer mehr gestaltet sich der irische Pachtkrieg zu einem Krieg auf's Messer: die hartnäckige Verweigerung der Pacht an die Grundeigentümer auf der einen, die härtesten Mittel zur Erzwingung des Zinses auf der anderen Seite! Zu dem grau- samsten aller Zwangsmittel griffen die Grundeigentümer von Glenbeigh in der Grafschaft Kerry; um den Pächtern, welche den Zins nicht entrichtet hatten, das Obdach zu entziehen, ließen sie durch ihren Agenten Roe die Pachthöfe in Brand stecken. Von Hof zu Hof zog Roe mit seiner „Brecheisen-Brigade“, — so werden die Polizeitruppen genannt, weil ein Theil von ihnen mit Brecheisen ausgerüstet ist, — und ließ, nachdem die Auf-

forderung zur Zahlung erfolglos geblieben, die Zündschnur an die Gebäude legen. Allerdings waren die Pächter gerichtlich zur Räumung der Höfe verurtheilt und besaßen ein Recht des Auf- enthaltes in denselben nicht mehr; auch hatten die Pächter von Glenbeigh seit fünf bis sieben Jahren keinen Zins entrichtet, sodas der frühere Eigentümer einer Anzahl von Gläubigern, Londoner Geldmännern, sein Besitzthum hatte überlassen müssen. Aber Glenbeigh gehört zu den unfruchtbarsten Landstrichen Ir- lands; zudem hatte während der letzten Jahre Miswachs ge- herrscht, sodas die Mehrheit der Pächter in der That unver- mögend war, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Durch Feuer

wurden sie ausgetrieben aus den Hütten, in denen sie, ihre Eltern, ihre Kinder geboren worden! Manchem von ihnen, der nicht freiwillig sein Heim räumen wollte, wurde das Haus über dem Kopfe angezündet, sodas er nur mit Mühe den armseligen Hausrath retten konnte. Diese Verwüstungen währten vom 12. bis zum 29. Januar, bis endlich vor dem entrüstungsvollen Auf- schrei der öffentlichen Meinung die „gesetzlichen Brandstiftungen“ eingestellt wurden. Aber die gewaltjamen Austreibungen der Pächter dauern fort, Erbitterung und Haß zu immer heller lodern- den Flammen schürend.



Eine Wählerversammlung in Berlin. Von Ewald Thiel.

Stets hatte bisher der Berliner Wahlkampf am wildesten getobt im zweiten Wahlgang. Hier plähten die Parteien am heftigsten auf einander, und so konnte ein Künstler, der die malerische Bemalung der Wahlbewegung im Auge hatte, nur in die Versammlungen von „Berlin W.“, dem sonst ruhigsten und vornehmsten Stadtviertel, seine Schritte lenken. Aber im Laufe der Zeiten ge-  
 wicht; sie kennen jetzt ihre Gegner genau und sorgen dafür, daß diese zu den Partei-Versammlungen keinen Zutritt erhalten oder doch keine Störung bereiten. Jede Partei hat eine Art Versammlungs-Polizei eingerichtet, welche streng auf Ordnung hält und Unruhe sofort entfernt. Dadurch ist für die Ruhe der Wahlversammlungen viel, für den Maler selber weniger gewonnen. Auf ein schönes „Schlachtenbild“ hatte er gerechnet, als er sich in die Victoria-Bräuererei begab, wo der Kart.-A.-Candidat des zweiten Wahlganges proclamiert werden  
 sollte, — aber auch die künstlerischen Interessen hat die leidige Partei-  
 Politik in den Hintergrund gedrängt. Hier gab es keine lebhaft beweg-  
 ten, pittoresken Gruppen, obwohl man doch, wenigstens in städtischen  
 Sinne, bei einem „Kartell“- das Schauspiel eines kleinen, aufregenden  
 Kampfes hätte erwarten können. Aber ruhig und ungestört hielt der  
 Candidat seine Rede, und einmütig wurde er proclamiert. Der Tag  
 der Entscheidung brachte allerdings ein anderes Resultat. Wahl gelangte  
 im zweiten Berliner Reichstags-Wahlkreise der Candidat der Kartell-  
 Parteien, Rechtsanwalt Wolff, in die Stichwahl, und er erhielt sogar  
 die größte Anzahl der Stimmen; aber es unterliegt kaum einem  
 Zweifel, daß bei der Stichwahl die Sozialdemokraten für seinen  
 Gegner stimmen werden, der Wahlfreis also auch fernschin durch  
 Professor Witschow, den Candidaten der deutsch-freiwirtschaftlichen Partei, ver-  
 treten sein wird.

blauen Augen spiegelten wechselnd, wie der im Lichte wogende See.

Er sagte jetzt gar nichts, öffnete langsam die Unterthür und trat ein.

Die ganze Gestalt des weiblichen Wesens hatte er vor sich, mit all ihrer Schöne, ihrer runden Abzeichnung, ihrer gefälligen Bewegung.

Er trat nicht ganz an sie heran, in einer gewissen Züchtigkeit und Scheu. Er sagte noch immer nichts. Er setzte sich an die Seitenwand, auf ein liegendes, zugehauenes Baumstück, das als Bank diente. Er wendete aber kein Auge von ihr.

„Die gute Mutter, sie wird eine warme Suppe brauchen!“ sagte sie nun aus den weißen Zähnen, dieselben doch auf einander pressend, hervor.

„Das weißt Du? Hat sie Dir's gesagt?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Hast mit ihr gered't, hast sie schon gesehen?“

„Nein, sie liegt ja krank im Bett!“

„Hast's nit gesehn und weißt's?“ rief er auf. Dann schwieg er.

Sie ging an Mehlkiste, Küchenkasten, bereitete von heißem Wasser eine Suppe, wie sie landgebräuchlich.

Er saß, schwieg und sah sie an.

Sie nahm endlich die Schüssel voll Suppe und stieg zur Treppe empor.

Da kam er ihr, kam sie ihm nahe, und er rührte den weichen, warmen Arm an. Diese Berührung durchriefte ihn, und ihr helles Auge lag wohlgefällig auf ihm.

„Aber gib Acht, daß ich die heiße Suppen nit verschütt!“ sagte sie. Sie trug mit beiden Händen vorsichtig, langsam und stieg leichtfüßig die Treppe empor.

Er sah ganz wirr, erstaunt und von einem schönen Zauber gefangen genommen, zu ihr empor. Nahezu wiegte sie sich auf den reizenden Füßen, ihre Kleider rauschten wie Wellen. Sie fand leicht die Thür, sie trat zur Kranken in die Stube. Er gewann endlich Bestimmung, um nachzugehen, aber nur wenige Stufen; die Treppe entlang streckte er den starken Leib dahin, Niese und lundlich, und lauschte zur Thür, als schene er sich, ganz nahe zu kommen und etwas zu verstören.

„Hat Dich der Beni geschickt oder gedungen?“ sagte die Alte im Bette mit schwacher Stimme. „Bist Du aber ein fein's Dirn! Hat Dich wohl der Beni vom Jäger geschickt bekommen! Die Zwei haben alleweil von Dirn'n g'redt die letzte Zeit und mich's nit hören lassen wollen. Man erlauscht doch was inrighmal (manchmal), doch was!“

„Vom Jäger!“ sagte sich Beni. Gerad' daß seine Mutter den Jäger erwähnte, mit dem er von den See-weiberln geredet, das bestärkte ihn noch mehr in seiner Meinung. Wenn sie vom Jäger, ein leibhaftiges, gewöhnliches Erdengeschöpf wär', warum sollte sie 's nit sagen? Die Jägersteute hat er ja alle langeher gekannt. Wer... wie... was sollte in solcher Art kommen?

Und gefragt hat die Mutter ja gar nicht: woher kommst Du? Das soll man ja nicht. Die Mutter hat kluge Fürsichtigkeit! Sie selbst hat nur so eine Meinung ausgesprochen; aber das Seeweiberl hat wohl nur genickt, denn er hörte weder Nein noch Ja sagen. Er wollte auch gewiß nicht wieder zum zweiten Male fragen; das erste Mal war nur so eine flüchtige Rede, gewiß kein Forschen, — und forschen durfte man nicht, — es stimmte Alles überein.

„Meinetwegen!“ sagte er endlich, nach einigem Besinnen, heiter. „Mir soll's recht sein. Wir sind einsam und können Beihilf brauchen.“

„Mutterl,“ sagte jetzt Phrosi drinnen, nachdem sie das alte, erbarmenswürdige Gesicht gesehen, „das wird Dir gut thun. Nimm's warm. Ich seh' Dich ein wenigl auf und hilf Dir zum Öffeln!“ Sie sah sich um in der verstaubten Stube des recht alten Haushums. Phrosi fühlte sich von der Gutthat gestärkt und in jedem Falle muthiger noch, innerlich zuversichtlicher und zutraulicher, als vorhin.

„Hast Dich doch hergetraut! Hm, — na! Wegen Lohn und Allem werden wir schon reden. Oder hast schon g'redt? Es soll kein' Streit absehn,“ sagte die Alte in kurzen Unterbrechungen, die Suppe dabei einnehmend. „Gelt's Gott, Dirn. Du bist wenigstens zurecht gekommen, es hat schon sollen sein. Und Du hast's derweil gut gemacht!“

Das traf den Beni wie Balsam in eine Wunde, er hörte jedes Wort. Er lechzte jetzt beinahe selbst schon nach der Suppe, nach der gleichen, gält's auch, derselben Suppe, welche die Mutter eben hatte.

Er harrete jetzt ganz tapfer auf die Rückkehr der Dirn oder des Seeweiberls, denn nun war gewonnen Spiel.

Phrosi lehnte die Alte sanft auf das Kissen zurück; diese war schläfrig, fühlte sich in ihrer Mattigkeit behaglicher nach der warmen Suppe; sie sank tiefer in die weichen Kissen und begann bald in den Schlaf zu sinken. Phrosi ging leise hinaus und wieder die Treppe hinab.

Beni schritt jetzt tapfer, mit festen Schritten, in der

Küche auf und ab. Er hätte um diese Zeit auch die Suppe machen müssen. Und ob sie eben so gut gewesen wär'? Er ließ sich behaglich so was gefallen. Weiteres ging ihn nichts an. Was denn mit Fragen scheren! Die Mutter hat auch nicht lange Firtelanzereien gemacht und zugestimmt und zugegriffen. Ob sie's ahnt? Ob sie gar weiß? Die alten Leut' sind vielkundig. O, die Mutter! Er legte die Hände auf den Rücken, wie ein recht Sorgloser und Behaglicher.

„Essen will ich! Hungerig bin ich!“ stieß er jetzt im Wandeln recht kräftig und zuversichtlich hervor.

„Essen kannst schon haben; bald. Was magst?“

„So ein' Suppen und Nocken!“ war die herrliche Antwort.

„In der Milch?“

„In der Milch!“

Jetzt war Alles gewonnen. Phrosi hätte aufjauchzen, aufschreien mögen! Sie eilte nach der Milch, die sie im Brunnhüttlein oder der Brunnkammer hatte kühl stehen sehen. Sie hatte bald alle nothwendigen Einzelheiten beisammen. Hink, wie sich ihre Gedanken bewegten, handhabte sie die Geräthe, wirthschaftete sie mit Mehl, rührte, und so weiter.

„Beni!“

Er stuchte. Sie wußte seinen Namen.

„Beni, leg' schön Holz zu, laß das Feuer nit ausgehn!“

Wie sie das sagte! Er hätte sie umarmen, küssen mögen. Er eilte jedoch nur an's Feuer und that mit allem Eifer seine Schuldigkeit.

Sie streiften an einander, warmes Leben fühlte warmes Leben; aber keines der Beiden ging im Geringsten aus seinem Zurückhalten heraus.

Sie begann nun sogar allerlei kleine Hülfsdienste von ihm zu verlangen. Er griff bei der Kocharbeit mit an.

„Halt!“ sagte sie jetzt. „Dürft nit so dreinfahren.“

Erst wasch' Dich, wasch' Deine Händ' und Dein Gesicht. Thu' das Gras weg aus dem Haar!“

Er sah sie groß an. Erst guckte er nur. Dann ging er still, nachdenklich zum Wasser, starrte in den Trog, dessen Wasserspiegel ihm halb und halb sein Bild zeigte, wusch sich und eilte sodann zum Spiegel in der Stube.

Die Thür stand nun offen; Phrosi konnte nach dem Tische blicken. Es lag Allerlei mordenklich darauf, und sie rief in die Stube hinein: „Räum' derweil sein ab. Du kannst den Tisch decken!“

Er aber stand noch vor dem Spiegel, wuschte und rieb das Gesicht ab und wurde gar nicht damit fertig, seine Haare und seinen kurzen, flaumigen Bart in Ordnung zu bringen.

„Du willst wohl ein Tischtuch auflegen, nit wahr, Beni?“ fragte sie sanft.

Er war gerade kein Tischtuch gewöhnt. Er brauchte so etwas nur an Sonn- und Feiertagen; aber warum sollte er nicht das weiße Tischtuch aus der Lade nehmen?

Er zog es hervor, er legte zwei Bedeck.

Sie hörte in der Küche Alles, das Klappern der Zinnteller und derglei mehr.

Gesegnet und bekreuzt war im Hause doch Alles, sagte Beni bei sich; also weiter kein Bedenken. Brod und Salz auf den Tisch, das schützt gegen böse Geister. Und er zog auch das gesunkene Gewicht der alten Hausuhr wieder auf, stäubte sogar ringsum auf der Bank ab, als wollte er dem häufigen Weiberl sehen lassen, daß er auch gut haufen könne und Alles wohlbehalten hab' oder auch haben möge.

Mit solcherlei Beschäftigungen, bei denen beide Theile sich von einander fern hielten, doch sich einander nahe wußten, verging die Zeit. Das Essen war fertig.

Sie trug mit der weißen Schürze und den blanken Armen auf.

Und wie sie auftrug! Wie das nett war, und wie das da dampfte!

Er hatte sein Gebet still verrichtet und die Hände noch in einander. Er saß auf der einen Seite des Tisches fest und sah sie an. Sie blickte ruhig, und sein Gebet störte sie also nicht. Sie war zweifellos von den Guten!

Sie setzte sich ihm gegenüber. Sie nahmen Jeder das Ihre. Er sah genau nach ihrem Munde: kein einziger der weißen Zähne stand schief oder war länger, oder zu spitz. Er hätte sie küssen mögen, aber getraute sich nicht.

Wenn sie kein Seeweiberl wär'... was dann? Wer konnte da her kommen? Woher? Kein solches Geschöpf existirte da ringsum, so weit sein Bedenken und seine Gedanken reichen! Noch einmal fragen und forschen? Bei Leibe nicht! Er wußte, daß es das Aergste war, das man thun konnte. Sieden Jahre! Solche Zeit warten zu müssen! Oder sie gar für immer zu verlieren? Essen ist besser, und in die Augen gucken und reden dazu das Allerliebste, das man in Seewaldnerhaus haben könnte. Es galt, in dem gegebenen Augenblick, in dem rechten, nur zugreifen; denselben versäumen, durch Muthwillen verderben, wäre die Schädigung

für immer, denn so 'was kommt selten einem nur einmal im Leben vor!

Die Alte schlief oben fest und regte sich nicht.

Die Beiden unten plauderten.

Sie sagte, daß es ihr so ausnehmend gefalle da, ganz ausnehmend schön.

„Und müchst lang', immer da bleiben?“

„Recht lang', immer!“

Wie hübsch doch bei Allem der junge Mensch war! So sann Phrosi. Und die liebe Gutmüthigkeit, die aus ihm blickte! Einfach wohl, — aber ein solcher Einsiedler am See hat sein Recht dazu. So gewaschen, geäubert, vom Essen geröthet und aufgeregert, war er noch schöner, als zuvor! Ob sie, Phrosi, schon einen so hübschen jungen Mann gesehen? Vielleicht und doch nicht. Dieser da hatte seine Sonderhaftigkeit, und Alles ringsum war doch der hebende Rahmen zu dem seltsam schönen Bilde. Es wäre ihr lieb, es nimmer ganz zu entbehren. Es regte und rührte sich ein Etwas in ihr. Sie hatte mit dem Feuer gespielt, muthwillig das Gesicht hinzugehalten, und jetzt waren Hände, Herz und Gesicht erwärmt, lechteres sogar sehr geröthet.

Sie sprachen von Sommers- und Winterszeit, von Wald und Gestein. Vom See vermieden, wie ängstlich, beide Theile zu reden. Sie redeten auch von Jagd und Wild ringsum.

„Du vergiß't ganz auf Dein Rehtliherl!“ sagte sie jetzt.

„Mein Rehtliherl... Du weißt?“ fragte er erstaunt.

„Sollt' ich nit wissen! Du hast es recht lieb und scherzest mit ihm und pflegst das arme Häscherl. Das gefreut mich. Und Andere auch.“

„Andere...“

„Geh', gib ihm 'was... seh' dazu!“

Er stand nachdenklich auf, bewegte sich langsam hinaus und ging, wohin ihm geheissen war.

Als er den Stall betrat, sah er, daß sich das Thierchen verhängt hatte. Es war unter der Gais durchgeschlüpft, hatte den weniger kurz, als vorher geknüpften Strick mit deren Füßen verwickelt, und nun bedurfte Beni einiger Zeit, bis er Alles in Ordnung brachte.

Sie hat das, sagte er sich, in der Stuben d'rin gewußt!

Phrosi hastete indeß mit aller nöthigen Einordnung. Sie wollte davon, und sie dachte, es werde ihr gelingen, bevor er rücklehre.

Er nahete aber doch wieder der Thür, und sie ersah ihn, bevor Alles, wie nothwendig, in bester Ordnung war.

Findig und schlau sagte sie nun: „Du hast heut' noch nit zu den Fischen im Teich gesehen. Da, gib ihnen den Rest; es gedeiht ihnen, und wir haben genug.“

Die Fische im Teich? Ein Blick, dann nahm er die Schüssel, worin sich Nocken- und Brodreste befanden, und ging hinaus.

Sie guckte ihm nach; bald entzogen die Bäume ihn ihrem Blicke, und auch er konnte nicht herübersehen. Sie war fertig und huschte hinweg.

Er kam zurück, guckte in die Küche und in das Zimmer. Er horchte empor, lauschte an der Dachkammer. Er sah in die Brunnstube, — Alles still, mäschenstill. Der Brunn schien ihm nur stärker zu plätschern.

Soll er hinaus, nachsehen? Zum See? Rufen?

Sieben Jahre!

Soll er fragen und forschen gehen?

Alles wäre dahin!

Könnte er sie im Walde noch erfangen?

Jangen? Vergebliches Thun! Ein Augenblick des Erhaschens... dann Verschwinden!

Und wenn sie wahrhaft, lebendig?

Ja, fragen, fragen und forschen! Das war aber der sichere Tod in dem einen Falle.

Er blieb, wie angewurzelt am Boden, stehen. Er harrete, sie kam nicht. Ihm war ungemain wehe. Er setzte sich auf den Rasenrand einer Waldeshöhe und sah ringsum in den Abend, in den goldigen, dann rothen Abend, der ihn und die Felsenwände anleuchtete. Dann kamen Schatten, die er nachdenklicher bemerkte, als je.

Die Mutter daheim schlief zumeist und hatte nur halbe Fragen. Einmal murmelte sie halb tonlos, bei geschlossenen Augen, etwas, aus dem er nur „Fort! fort!“ zu entnehmen glaubte.

Galt es ihm? Er schwieg, und Beide im Hause waren trübselig zu Bette. Der Eine schlaflos, unruhig, sehnsüchtig, wie nie. Er achtete auf jedes Flüstern, Rascheln, Regen, Rühren, das Brunnplätschern, und er mußte, es lagen Nebel über dem See. —

Phrosi war indeß wieder den Weg geeilt, den sie gekommen. Zuerst leise, dann immer fester, rascher, zwischen Gestein und Wald und Gebüsch dahin, den steilen Bachrand hinab, dann tapfer über den Stegbaum und immer weiter vorwärts, das heißt vielmehr zurück, heim.

Sie sah sich im Gehen und Eilen um, ob Beni

nachkomme. Nichts rührte sich. Nur dünne Zweiglein knackten zuweilen unter ihren Füßen, und ein Vöglein hüpfte über den Weg. Sie ersahnte ihren Bruder. Sie meinte, Anderl müsse laufen, irgendwo auf sie warten.

Dieser aber hatte sich anders besonnen. Erst hatte er sich allerdings auf ein wenig Warten eingerichtet. Er hatte sich niedergesetzt, dann aber sinnend die Flinte abgelegt, seinen Bergstock genommen, die Schnur, welche er für den Hund in der Tasche hatte, daran geknüpft und richtig eine Stecknadel am Hute gefunden. Diese krümmte er geschickt zur Angel. Ein Regenwurm, ein Wasserläufer waren bald gefunden, und er fischte. Er wollte hier stillen Zeitvertreib haben. Kein Geräusch, kein selbst ferner Lärm konnte ihm dabei entgehen. Er meinte, warten zu sollen, erwarten zu können, daß Phrosi doch in einiger Zeit wieder komme. Ein Scherz... Mißlingen eines Scherzes... Wahrscheinlichkeit. Und weiter... wenn er einen Fisch statt Wild nach Hause brachte... auch ein Scherz!

Er saß so geduldig, wartete auf Fisch und Phrosi. Weder diese, noch jener kam. Immer stütziger wurde er. Endlich kam denn doch ein Fisch, ein prächtiger Schwarzreiter. Er stand ein, er schwamm hartnäckig in der Nähe, aber ganz eingehen, anbeißen wollte er doch nicht. Das ärgerte den Jäger, welcher plötzlich zum Fischer geworden war. Und endlich, nach langer Zeit, war er leidenschaftlicher Angler, wie er es einst zuvor gewesen. Er fischte richtig den einen Hartnäckigen, und der prächtige Fang regte zu neuen Versuchen an. Trotz seines schlechten Gezeuges hatte der Jäger heute als Fischer Glück. Er fing mehrerlei Fische, er reichte sie durch die Riemen hindurch an eine grüne Weidengerte und trug sie in der Hand. Er ging so heim. Das hatte ihn zu rechter Zeit zerstreut und ihm alle tausenderlei drängenden Gedanken vertrieben. Es war wahrhaftig gut und aufheiternd. Als er nicht mehr fern vom Jägerhause war, steckte er ein Ende des Zweiges, woran die ganze Fischbeute hing, in seinen Flintenlauf, schulterte und kam so in seltsamem Aufzuge daher.

Sein Weib sah gerade zum Erkerfenster an der Ecke des Hauses hinaus und bemerkte sein Kommen. Sie eilte ihm entgegen.

Der sonst so Ernste, Gleichmüthige oder Finstere lachte. Dorl, sein Weib, auch.

„Was treibst? Bist Fischer statt Jäger worden? Wo ist Phrosi?“

„Die Gensjen da... hab' ich selbst aus'm See gefangt!“

„Du? Mit was? War Phrosi dabei?“

„Die Enzenschlucht...“

„Die Enzenschlucht... Ja, um Gotteswillen, Ihr könnt doch nit schon in der Enzenschlucht gewesen sein! Ihr seid gar nit hinauf'kommen. Es ist ja zu früh! Phrosi hat wohl Neu' und Leid gemacht und ist umgekehrt!“

Er biß sich auf die Lippen.

„Ist ihr... um Gotteswillen... etwas geschehen? Doch nit... Herrgott!... Die Mutter!“

„Möcht' ich so lustig sein? Unbekümmert?“

Dabei waren sie immer vorwärts gegangen und dem Hause näher gekommen.

„Wart' nur ein wenig!“ sagte er. „Nimm die Fisch!“

Sie nahm dieselben, und die Neugierde bezüglich des Fanges beschäftigte sie auch ein Weilchen. Der Jäger ging rasch vorwärts.

Endlich seinem Hause nahe, lief er zur Bank an der Mauer, setzte sich oder ließ sich vielmehr darauf fallen und schlug sich auf die Lederhosen am Knie, daß sie hell klatschten.

Fast zu gleicher Zeit schrie die Mutter aus dem Erdgeschosfenster und das Weib von der Straße her:

„Aber wo ist denn Phrosi?“

„Die is Wassernix.“

„Was? Was?“

„Bei Beni ist sie Seeweiberl.“

„Bist geschickt?“

„Ja wohl! Hahaha! Hahaha!“ Und jetzt lachte er sich das Herz aus.

Die Frauen bekamen endlich aus ihm heraus, was geschehen war. Und jetzt war's ein Lachen, ein närrisch Hüpfen und Händeklatschen, ja auch mitunter Besorgen, so daß es allzusammen hier wohl lange keinen solchen Unterhaltungstoff, aber auch keine solche Aufregung gegeben.

„Und Du bist der Mitsünder! Du! Jetzt trau' Einer einem Muckischen! So ein Berschwörer! Berschwörer! Stille Wasser!“ Und all derlei Reden gingen durch einander.

Der Jäger wurde mit Fragen bestürmt, konnte aber nur einen Theil derselben beantworten, denn die Geschichte hatte dort ein Eck, ein Undurchdringliches, wo er die Schwester verlassen. Nur diese allein konnte antworten.

„Kommt sie aber... kommt sie?“

„Gewiß!“

„Dort kommt sie...“  
„Keine Andere... Phrosi!“  
Und man lief ihr entgegen. Die Hastige trug den Hut in der Hand. Sie war geröthet. Ihre Augen leuchteten.  
„Das Seeweiberl!“  
Und es gab ein Lachen, das kein Ende finden wollte.  
(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

### Parabeln.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

#### I. Propheten-Los.

**E**in Prophet, eine Leuchte der Welt, war fern von seiner Heimath hochbetagt gestorben. Tausende hatten ihm das letzte Geleite gegeben und sich dann zerstreut. Seine Jünger jedoch blieben trauernd an seinem Grabe stehen, und Einer von ihnen sprach:

„Wie gern wüßte ich, ob sich auch an diesem Großen, diesem Weisen und Guten, an diesem Wohlthäter der Menschheit das gewöhnliche Propheten-Los erfüllt! Wie gern wüßte ich, ob auch er daheim nichts gegolten hat!“

„Ueberzeugen wir uns davon an Ort und Stelle,“ versetzte ein Zweiter. „Ich sehne mich sehr, die heilige Stätte kennen zu lernen, an welcher er geboren ward und seine besten Rammesjahre verlebte hat.“

Die Beiden traten die Wanderung an, und feierliche Behemuth ergriff ihre Herzen, als sie in der Nähe ihres Reisezieles anlangten, eines hübschen Städtchens, das zwischen grünen Hügel und wohlbebauten Feldern dalag und in der Morgen-sonne schimmerte.

Die Jünglinge begaben sich nach dem Marktplatz, wo das Rathhaus stand, und wollten eben an die Thür klopfen, als sie sich öffnete und der Bürgermeister, begleitet von einem Duzend Mäthen, heraus trat. Er ließ einen flüchtigen Blick über die Fremden gleiten und schien unangenehm verwundert, als diese es wagten, ihn ohne Weiteres anzureden.

Mit halbem Ohre hörte er ihre Mittheilung an, daß sie die Ueberbringer einer erschütternden Botschaft seien, sagte: „Bedaure, bedaure,“ und wollte vorübergehen. Aber einer der Jünglinge hielt ihn am Kermel fest, und der andere sagte:

„Der größte Mann, den Eure Stadt je hervorgebracht hat, ist in unserer Weltstadt verschied.“

Bei diesen Worten verbreitete sich ein pahiges Lächeln über die Jüge des Bürgermeisters und über die aller seiner Beamten. Dreizehn Personen hatten plötzlich nur ein Gesicht, in dreizehn Köpfen stieg ein und derselbe Gedanke auf: Der größte Mann ist nicht gestorben, denn ich lebe!

Nun riefen die Jünglinge der stumpfen Silbe den Namen des Verehrten zu; er brachte nicht den geringsten Eindrud hervor. Die Mäthe zuckten die Achseln, und der Bürgermeister sprach:

„Von seiner Berühmtheit ist hier nichts bekannt. Uebrigens, seht die alte Frau, die daher kommt, die gehört zu seiner Familie, die wird Euch bessere Auskunft über ihn geben können, als wir. Sprecht aber laut, denn sie ist halb taub.“

Voll Ehrfurcht gingen die Jünglinge der Greisin entgegen, die eines Blutes mit dem geliebten Meister war, meldeten ihr in schonender Weise seinen Tod und beklagten, daß er in seiner Vaterstadt nichts gegolten habe.

„Nichts gegolten?“ wiederholte die Alte, die von der ganzen Rede nur die letzten Worte und den Namen des Verehrten verstanden hatte. Und sehr geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, welche die Fremden ihr erwiesen, und durch die Spannung, mit welcher sie ihrer Antwort harnten, setzte sie mit vertraulichem Schmuzeln hinzu: „In seiner Familie hat er wohl für'etwas gegolten, nämlich für unzurechnungsfähig.“

#### 2. Getroffen.

**E**in Poet schoß in frühlichem Uebermuth einen goldenen Pfeil in die Luft. Selbstamer Weise fühlte sich ein Raubvogel getroffen, der über dem Kopfe des arglosen Schützen getreift hatte, nun zur Erde stürzte und schrie:

„Grender Mensch! Du hast mich tödtlich verwundet, Dein Pfeil war vergiftet.“

„Dein Blut war's, wenn Du tödtlich verwundet bist,“ versetzte der Poet; „übrigens schwör' ich Dir, ich habe nicht gezielt.“

Nachdruck verboten.

### Die Kinder und das Schauspiel.

Von Gerhard von Arnim.

**S**ie bot mit ihren drei Kindern einen entzückenden Anblick. Ich puzte mein Opernglas und sah immer wieder nach ihr hinüber. Die beiden Mädchen hatten das goldblonde Haar der Mutter, nur noch um einen Ton heller; der Knabe war braungefärbt, und seine Augen, die er unverwandt auf die Bühne gerichtet hielt, leuchteten wie schwarze Diamanten. Ja, auf solche Kinder konnte eine Mutter stolz sein! Mir fiel der Vers des Psalmisten ein: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk; wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben; wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat!“ Nun, diese Mutter hatte nur einen einzigen Knaben, zu dem sie aber noch zwei allerliebste Mädchen in den Köcher gethan hatte, und diesen ihren Pfeilköcher, der durch die überwiegende Vertretung des weiblichen Geschlechtes mehr einem blumentreichen Füllhorn gleich, führte sie überall mit sich, auf Promenaden, Spazierfahrten, Kirchgang, Concerten, Eis-Corfo, — und so auch hier im Theater.

Nun spielte eines jener Kompagnie-Lustspiele, — ich will die Autoren-Kompagnie nicht nennen, — die, wenn sie ungeschriebenen blieben, keine Lücke in unserem dramatischen Schriftthum erzeugen würden. Derartige Stücke wirken weniger durch die Kunst der psychologischen Vertiefung, als durch Uebertreibung des Ungereimten, weniger durch Wig des

Dialoges, als durch derbe Possenhaftigkeit der Situation. Der Knabe der schönen blonden Frau verschlang die Bühne mit seinen Blicken; das nach ihm folgende Mädchen, ein Kind von vielleicht neun Jahren, schaute weniger lebhaft herein; es schien die Vorgänge nicht alle zu begreifen; das jüngste Mädchen, kaum sieben Jahre alt, hatte sich auf dem rothen Plüschfessel der Loge zurückgelehnt und kämpfte mit einer unerkennbaren Schlafanwandlung.

„Die armen Wärmer!“ raunte ich meiner Nachbarin zu. „Ihre Mutter betrachtet sie wie einen Schmutz, mit dem sie überall Staat machen muß, — ich kann das begreifen; in's Theater aber sollte sie die Kinder nicht führen; hierher gehören sie nicht.“

Meine Nachbarin sah mich stutzig an; sie mochte sich erinnern, daß sie die eigenen Kinder gelegentlich auch schon in's Schauspiel mitgenommen hatte. Dann legte sie ihr Theaterglas auf die Logenbrüstung, senkte die Hand in eine Tasche ihres Kleides und brachte ein zusammengefaltetes Blatt Papier hervor, das sie mir schweigend zum Lesen gab. Es war die Unterhaltungs-Beilage einer unserer besseren Zeitungen. Die lächelnde Dame tippte mit dem Finger auf eine Stelle des Blattes, und ich las: „Wie Martin Luther über das Theater dachte: Cellarius fragte einst Luther um Rath, ob es zu gestatten sei, daß ein schlesischer Schulmeister seine Schüler eine Comödie des Terenz agiren lasse. Da antwortete der Reformator: Vergleichen zu spielen, soll man den Schulknaben nicht wehren, sondern gestatten und zulassen. Erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache. Zum andern, daß in Comödien kein künstlich erdichtet, abgemalt und vorgelesen werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein Zöglicher seines Amtes und Standes erinnert und vermahnet werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre, wohl ansehe, und was er thun soll... Solches wird in Comödien vorgehalten, welches denn sehr nütze und zu wissen nöthig ist; darum ist kein Grund, daß ein Christ nicht sollte mögen dergleichen Stücke lesen und spielen. Comödien,“ fügte der Reformator hinzu, „gefallen mir sehr wohl bei den Römern, welcher fürnehmste Meinung und endliche Ursache ist gewesen, daß sie damit, als mit einem Gemälde und lebendigem Exempel, zum Guten locken und vom Bösen abziehen wollten.“

Ich las die Stelle ein zweites Mal, dann lächelte ich meinerseits, und das Blatt meiner Nachbarin zurückreichend, flüsterte ich:

„Das haben Sie zur guten Stunde eingesteckt, und ich freue mich, daß auch ein Luther so tolerant über das Theater gedacht hat; aber sein Wort widerlegt meine Ansicht nicht: Kinder gehören nimmermehr in unser Schauspiel.“

„Wenn aber doch Luther selbst den Knaben gestattet, den Terenz...“

„Den Terenz!“ fiel ich mit Nachdruck ein, „das ist eben des Pudels Kern. Meinen Sie, daß unser schönes Gegenüber die Kinder mit hierher gebracht hat, damit sie Lateinisch lernen?“

„Nun, Lateinisch freilich nicht; sie lernen doch aber auch, wie sich der Mensch in gewissen Lagen zu verhalten hat...“

„Das eben bestreite ich; vielmehr das Gegentheil ist wahr: sie verlernen es und bekommen ein falsches Bild vom Leben und von den Menschen. Haben Sie, gnädige Frau, schon bedacht, daß alles Romische, wie alles Tragische nur auf dem Contraste beruht? Im Tragischen berührt uns der Gegensatz des unverdienten oder übermäßigen Leidens mit den Forderungen der Gerechtigkeit und sittlichen Vernunft; im Romischen der Gegensatz des Thörichtigen und Ungereimten mit den Forderungen der Weltklugheit, des practischen Verstandes. Kinder sind diesem Contraste nicht gewachsen; sie müssen ihm erliegen. In der Tragödie werden sie durch das ungerechte Leiden des Helden überwältigt und zermalmt, ohne daß sie die Kraft haben, sich gegen die Ueberlegenheit grausamer Schicksalsgewalten im Bewußtsein ihrer sittlichen Freiheit erfolgreich aufzulehnen und so zu der nöthigen, das Gleichgewicht wieder herstellenden Erhebung zu gelangen. Im Lustspiel, d. h. im echten, in welchem die Folgen der Thorheit für den Thoren unerschöpflich bleiben, sieht das Kind im besten Falle ein gefahrlos nachzunehmendes Beispiel, im schlimmsten aber wird es sich der Caricatur des Menschlichen bewußt, und dann läuft es Gefahr, zu herzlosem Spott aufgenuntert zu werden. Man soll aber einem Kinde niemals Caricaturen zeigen, weder lebendige, noch durch die bildenden Künste dargestellte; sie verderben allemal die Reinheit und Einfachheit des kindlichen Gemüthes, das nur mit den edelsten und lebenswürdigsten Erscheinungen der Menschheit bekannt gemacht werden sollte. Denken Sie nur an Goethe, der einst zu Eckermann sagte: „Was haben unsere jungen Mädchen im Theater zu schauen? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören in's Kloster; das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind.“

„Das hat Goethe gesagt?“ wurde mir zweifelnd erwidert. „Gewiß, gnädige Frau; ich weiß das Jahr nicht auswendig; Sie mögen es selbst in seinen Gesprächen mit Eckermann nachsuchen.“

Sie schwieg. Nach einer Weile des Nachsinnens hob sie schüchtern an:

„Auch den Besuch des Trauerspiels verwehren Sie den Kindern? Es giebt doch aber auch Trauerspiele, in denen der Held durchaus nicht immer unterliegt und, wenn er auch leiblich zu Grunde geht, doch geistig triumphirt und das Schicksal gewissermaßen verpötte.“

„Sie meinen den tragischen Humor, der den Helden befähigt, sich über das blinde Walten des Geschicks siegreich hinwegzusetzen. Meine gnädige Frau! Dieser Humor ist unserer Jugend ein Buch mit sieben Siegeln; und wenn sie auch ein oder zwei Siegel zu lösen vermöchte, das Wenige, was sie dann erspähte, würde ihr nur falsche Begriffe beibringen und ihr alle sittlichen Fundamente über den Haufen werfen. Lassen Sie Ihre Kinder höchstens einmal eine gute und leicht verständliche Oper hören, oder gönnen Sie ihnen in der Weichnachtszeit den Anblick einer passenden Feerie oder eines für Kinder geschriebenen dramatischen Märchens, — alles Andere ist vom Uebel.“

Am nächsten Mittag traf ich meine Theater-Nachbarin auf der Eisbahn. Sie war von ihren rothwangigen Kindern umgeben, die sich im Schlittschuhlauf tummelten. Sie drückte mir die Hand und sagte munter:

„Ich habe über unsere gestrige Unterhaltung noch nachgedacht. Sie haben ganz Recht, — der Spaß hier bekommt meiner wilden Schar besser, als alle Schauspiele der Welt. Wir Beide aber treffen uns heute Abend doch im Hamlet?“

„Gewiß, gnädige Frau; schon um die gestrige Posse zu vergessen.“



Dr. Emin Bey

Nach einer Zeichnung von Robert Zellin, dem Freunde Emin Pascha's.

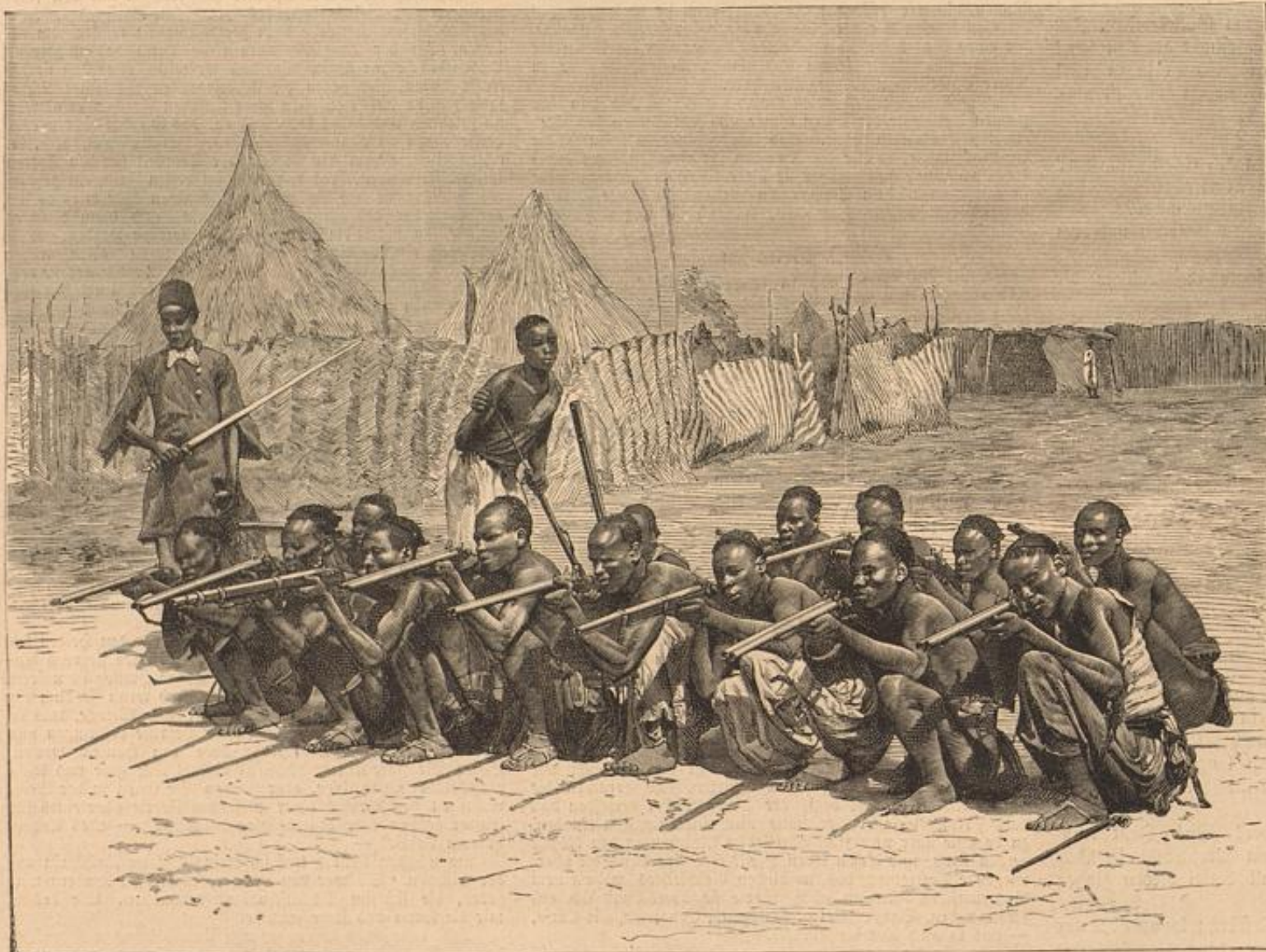
Emin Bey (Dr. Schnitzer) wurde 1838 in Oesterreichisch-Schlesien geboren, studierte in Wien, Berlin und Paris Medicin, trat dann als Arzt in die türkische, 1874 in die ägyptische Armee ein und wurde 1876 von Gordon Pascha zum General-Arzt des Sudan, 1878 zum Bey und zum Gouverneur der ägyptischen Aequatorial-Provinzen ernannt. Als nach dem Aufstande des Mahdi im oberen Sudan allgemeine Anarchie eintrat, wußte Emin Bey seine Unabhängigkeit zu behaupten und bildete bis in die jüngste Zeit dort die letzte Stütze der ägyptischen Herrschaft. Vor kurzem wurde Emin Bey vom Khedive zum Pascha ernannt, dürfte aber selbst noch keine Kenntniß von dieser Rangerhöhung haben.



Die Station Kirri, Emin Pascha's letzte Residenz in den ägyptischen Aequatorial-Provinzen. Nach einer von Richard Buchta an Ort und Stelle aufgenommenen Photographie.  
Nach den neuesten, allerdings noch nicht beglaubigten Nachrichten soll Emin Pascha sich einen Weg durch das Gebiet des Königs von Uganda gebahnt haben und sich auf dem Marsche nach der afrikanischen Ostküste befinden.



Dem-Suleiman, die Hauptstadt der arabischen Sklavenhändler in der Aequatorial-Provinz Bahr el Ghazal. Nach einer Photographie von Richard Buchta.  
Der von Gordon Pascha und Emin Bey im ganzen Sudan unterdrückte Sklavenhandel steht seit dem Niedergange des ägyptischen Reiches wieder in voller Blüthe. Die Sklavenhändler bekämpften in Emin Bey ihren gefährlichsten Feind.



Neger-Soldaten Emin Bey's. Nach einer von Richard Buchta in Dem-Bebehr, der ehemaligen Residenz des großen Sklavenhändlers Bebehr Pascha, aufgenommenen Photographie.

Die von Emin Bey ausgebildeten Soldaten gehören größtentheils dem Stamme der Makraka an. Mit guten doppelläufigen Gewehren ausgerüstet, vorzüglich disciplinirt und fast bedürfnislos, bilden sie eine afrikanische Elite-Truppe, deren Tüchtigkeit Emin Bey größtentheils den lange ungeführten Bestand seiner Herrschaft zu danken hatte. Die Soldaten sind dargestellt, den Angriff arabischer Sklavenhändler zurückweisend.



Abschnitt von Aequatorial-Afrika, mit Kado, der Provinz Emin Pascha's.

Emin Bey stellte in den ägyptischen Aequatorial-Provinzen Ruhe und Ordnung her, sodaß diese Provinzen, welche vorher bedeutende Zuschüsse erfordert hatten, bereits 1881 einen ansehnlichen Ueberschuß brachten. — Neben Emin Pascha's Provinz zeigt unser Rärtchen auch die deutschen Besitzungen an der West- und Ostküste Afrika's.



Nachdruck verboten.

### Vor hundert Jahren.

März 1787.

Von Ernst Schubert.

**I**n Frankreich wird die Stimmung gegen den verhaßten Finanz-Minister Calonne immer bedrohlicher. Wohl erhält zu den Verhandlungen der Notabeln-Versammlung kein Fremder Zutritt, und die Beratungen werden sehr geheim gehalten; aber man erfährt doch, daß Calonne das Eingeständniß abgedrungen worden, das jährliche Deficit der Staatskassen betrage 125 Millionen und die ganze Schuldlast die ungeheure Summe von 5000 Millionen Livres. Was wollen demgegenüber die Sparmaßregeln des königlichen Hofes besagen! Fast wie Ironie nimmt es sich aus, wenn berichtet wird, König Ludwig habe zur Verminderung der Kosten des Hofhaltes nun auch den Park für die Wildschweinsjagden aufgelöst.

Neue, große Bankrotte werden gemeldet. Der ehemalige „Commiss“ bei der General-Controle und Schatzmeister des Grafen von Artois, Bourboulon, fallirt mit zwei Millionen, Graf Saincy mit vier, der General-Proviant-Director der Marine, Fournier, mit fünf Millionen Livres. Bezeichnend genug, befindet sich unter den Bankrotteuren auch ein Angehöriger des geistlichen Standes, der Abbé Despagnac, der mit zwei Millionen fallirt, obwohl er doch erst vor kurzem 1800,000 Livres im Actienspiel gewonnen hat. In dieser leichtfertigen Spielucht glaubt Mirabeau, der auf die Nachricht von der Zusammenberufung der Notabeln von Berlin nach Paris zurückgekehrt ist, die Schuld an dem allgemeinen finanziellen Niedergange suchen zu müssen, und in seiner Schrift „Denonciation de l'Agiotage au Roi et à l'Assemblée des Notables“ sagt er in der Widmung an den König: „Es ist der furchtbarste Feind Ihres Reiches, das Actienspiel, welches ich bei Ew. Majestät anklage. Es verzehrt Ihre Einkünfte, macht die Lasten noch schwerer, verdriest Ihre Unterthanen, entehrt Ihre Macht... Ich wage voraus zu sagen, daß, wenn das Actienspiel nicht ungesäumt beseitigt wird, der Augenblick nicht mehr weit entfernt ist, da der beste König das schmerzliche Schicksal erfahren wird, seinen Verbindlichkeiten nicht mehr genügen zu können.“

Mirabeau wartet länger Weile die Wirkung dieser Worte nicht ab, sondern verschwindet schon am 20. März aus Paris, sodah der Befehl, ihn nach der Picardie in Verhaft zu bringen, nicht vollzogen werden kann. Die Nachrichten über diese Vorgänge haben in Deutschland den Erfolg, daß Mirabeau's philosophische und politische Schriften über die Vereinigten Staaten in verschiedenen Uebersetzungen erscheinen.

Die Provinzen der Vereinigten Niederlande machen mehr und mehr den Ruf vom holländischen Phlegma zu Schanden. Die dem Hause Oranien feindliche Partei der „Patrioten“ gewinnt zusehends an Ausdehnung, und wenn auch die Behörden einzelner Städte die patriotischen Exercier-Corps als ungesährlich auflösen, so hat doch in anderen die Bürger-Miliz die Oberhand, und an manchem Orte giebt es im Streite der Meinungen blutige Kämpfe. Nicht ohne Besorgniß betrachtet man diese Vorgänge in Preußen, denn die Gemahlin des Erbstatthalters Wilhelm V., Wilhelmine, ist eine Schwester König Friedrich Wilhelms II. Als sie sich 1767 vermählte, gab ihr Friedrich der Große das Abschiedswort mit auf den Weg: „Sie sind glücklich, liebe Nichte, denn Ihnen öffnet sich ein Land als Heimath, wo Sie alle Vorzüge des Königthums ohne irgend welche Nachtheile desselben finden werden.“ Wohl niemals ist der große König ein schlechterer Prophet gewesen, als in diesem Falle.

Mit größerem Gleichmuth vernimmt man in Deutschland von den Dingen „hinten, weit, in der Türkei.“ Wohl hat der berühmte Geheimrath Goethe aus Weimar, der gerade im März 1787 in den Schönheiten Neapel's schwelgt, das neugierige Begehren über das Aufeinander schlagen der Völker noch nicht mit dem klaffenden Ausdruck gekennzeichnet; aber mit einem preilenden Mißgeschick von Gruseln und Vergnügen hört der deutsche Wahlbürger, daß es dem Großherrscher von Constantinopel ernstlich an den Kragen gehen soll. Abdul Hamid heißt er, gleich dem heutigen Herrscher der Gläubigen, und wie dieser, mag er nichts von Paak und Streit mit anderen Mächten wissen. Aber die Janitscharen treiben ihn zum Kampfe. Täglich verammeln sie sich vor dem Serail, mit lauten Rufsen wiederholend, daß sie bereit seien, den letzten Blutstropfen für die heilige Sache des Propheten zu verpflügen; und so ungern Abdul Hamid von diesem Opfer Gebrauch machen möchte, die Vorsicht zwingt ihn doch zu Kriegsrüstungen. Man hört von Truppen-Zusammenziehungen, und in das Schwarze Meer wird eine Flotte entsendet, auf der sich viele französische Offiziere befinden. Es läßt die Söhne des königlichen Frankreich, den Kampf zu wagen mit jener „barbarischen“ Macht, welcher ihre republikanischen Nachkommen hundert Jahre später in schmeichlerischer Demuth huldbigen.

Inzwischen fest die Kaiserin Katharina von Rußland ihren Triumphzug nach der Krone fort. Für die Fahrt auf dem Dniepr harret ihrer eine Flotille von zweihundertzwanzig Galeeren, deren prunkvolle Einrichtung zweihunderttausend Rubel gekostet hat. Die große kaiserliche Galeere enthält sieben Gemächer, darunter einen großen Speisesaal für vierzig Gebede. Auch Potemkin hat seine eigene Galeere; die Küche für die kaiserliche Tafel ist auf zwei Fahrzeuge vertheilt. Die Berichte über die Reise der Kaiserin enthalten zahlreiche Züge ihrer Leutseligkeit, und hieran knüpfen sich wieder allgemeine Mittheilungen über ihren Freisinn und ihr Gerechtigkeitsgefühl. Manche dieser Erzählungen nehmen sich, gegenüber den heutigen

Verhältnissen in Rußland, merkwürdig genug aus. So ein Schreiben in der Wostischen Zeitung vom 29. März 1787, in welchem ein in Sslow anlässiger israelitischer Kaufmann rühmt, die menschenfreundliche Landesmutter habe die Befenner des moaischen Glaubens in jeder Beziehung mit ihren christlichen Unterthanen gleichgestellt und den letzteren geboten, die Israeliten nicht mehr „Juden“, sondern „Hebräer“ zu nennen.

Aus Wien kommen immer neue Meldungen über die Verschönerung der Stadt. „Einige hundert“ Häuser sollen in der inneren Stadt wie in den Vororten erbaut werden, und in den letzteren ordnet ein Befehl des Kaisers die nächtliche Straßenbeleuchtung an. Weniger Beifall finden andere Verordnungen Josephs II., und gegen das neue Civil-Gesetzbuch zieht eine Satire, „Der Schlandrian, ein Roman“, lebhaft zu Felde. Beim Kaiser wird die Confiscation beantragt, aber der Monarch erwidert: „Haben sie meine Person nicht geschont, so mögen sie sich auch über meine Gesetze lustig machen; diese bleiben, was sie sind: Gesetze.“

Nicht so milde denkt König Friedrich Wilhelm II. von Preußen über die an seiner erlauchten Person geübte Kritik. Hat auch die Aufhebung des Tabaks-Monopols im Lande allgemeine Freude erregt, so findet dieselbe doch auch Gegner, und einer von ihnen, der Vermuthung nach ein hochgestellter Mann, hat seiner Mißstimmung in einer anonymen Schrift deutlichen Ausdruck verliehen. Das bewegt den König zu einer, unter dem 5. März erlassenen Verfügung an den Generalfiscal (Oberstaatsanwalt) von Anières, in welcher es heißt: „Wenn die Sache bloß meine Person beträfe, so würde ich gegen dergleichen lächerliche Kritiken ungemein gleichgültig sein; da ich aber auf die Liebe meines Volkes sehr eifersüchtig bin, so kann ich nicht gestatten, daß gewisse Leute, sie mögen seyn wer sie wollen, ihre Pflichten als Unterthanen so weit vergessen und sich erheben sollen, ihren Obit und Unsiem aus hämischen Absichten ferner zu verbreiten.“

Im Monat März verändert übrigens der so viel umstrittene Tabak seinen Namen; während die amtlichen Bekanntmachungen bisher nur einen „Toback“ gekannt haben, wird das edle Kraut von nun an richtiger „Tabak“ genannt, und dem Beispiele der Behörden folgen mehr und mehr auch die Gewerbetreibenden.



Nach Stichen von D'Amel im „Magasin des Modes“ vom März 1787.

Die Berliner Tabaks-Fabrikation scheint nach Aufhebung des Staats-Monopols schnell in Blüthe gekommen zu sein, denn zahlreich sind die Inzerate, welche Ränne für diesen Geschäfts-zweig zur Mieth anpreisen. Aus den Anzeigen der Berliner Blätter erfahren wir auch, daß die Veröffentlichung der Werke Friedrichs des Großen in deutscher Uebersetzung nahe bevorsteht. Unter dem 22. März erhält der aus Basel eingewanderte, seit 1751 in Berlin ansässige Buchdrucker Georg Jakob Dedek das Privileg zum Druck der Uebersetzung, und zwar wird für diesen Zweck im königlichen Schlosse eigens eine Druckerei errichtet. Möglich, daß hieron die Vorliebe der preussischen Prinzen für die Kunst Gutenberg's herrührt. Bekanntlich erlernen sie, einer alten Sitte folgend, im Knabenalter ein Handwerk, und mehrere von ihnen haben sich seitdem der Kunst des Buchdruckes gewidmet.

Am 30. März stirbt, vierundsiebzig Jahre alt, die jüngste Schwester Friedrichs des Großen, Prinzessin Amalie, gefürstete Keßlin von Luedlinburg. Der Name der Prinzessin, deren Leidenbegangniß am 2. April mit großem Pomp stattfindet, ist eng verknüpft mit demjenigen des abenteuerlichen Freiherrn Friedrich von der Trend, welcher die Verwegenheit, daß er zu einer Tochter des preussischen Königshauses die Augen zu erheben gewagt, mit zehnjährigem, hartem Gefängniß büßen mußte.

Verlockende Aussichten eröffnet den Töchtern der alten Welt, die in unverständener Sehnsucht dahinwelken, der junge nordamerikanische Freistaat. Die Einwanderung aus Europa wächst fortwährend, doch sind es zumeist ledige Männer, die, begierig, in dem neuen Vaterlande einen eigenen Hausstand zu gründen, unter den Töchtern des Landes mächtig aufräumen. In Pennsylvania, das sich besonderen Ausblühens erfreut, — glaubt man doch, die Hauptstadt dieses Staates, Philadelphia, werde zur Bundes-Hauptstadt erwählt werden, — giebt es überhaupt keine unverheirateten mannbaren Frauen mehr. Selbst alle alten Jungfern, welche längst die Hoffnung, unter die Paube zu kommen, aufgegeben hatten, sind noch glücklich „junge“ Frauen geworden. So reife Früchte zeitigt die Sonne der Freiheit!

Nachdruck verboten.

### Emin Pascha.

Von A. von Schweiger-Verchenfeld.

Siehe die Abbildungen, Seite 100.

**S**eit Jahren verfolgt man in Europa mit Spannung das Schicksal mehrerer Europäer, welche entweder Forscherberuf oder amtliche Stellung an ein Gebiet des dunklen Erdtheiles leiteten, welches zu den unheimlichsten und schicksalreichsten desselben zählt. Das Land ist der Sudan, das geographische Bindeglied zwischen dem uralten Culturboden Aegyptens und dem unermesslichen Bereich, welcher neuerdings unter der Bezeichnung „Mongol-Staat“ den Pionieren der Civilisation überliefert wurde. Es sind ungefähr sieben Jahrzehnte her, daß Mehemed Ali, der erste ägyptische Vicekönig, im nördlichen Sudan Fuß faßte. Die Art der Besitzwerbung war bezeichnend für das fernere Schicksal der „schwarzen Länder“ am oberen Nil. Mord und Brand, Berrätherei und unerhörte Grausamkeiten eröffneten die ägyptische Herrschaft in den Savannen-Ländern zwischen den oberen Nil-Katarakten und El Obeid; auch in der Folge war das Regierungs-Programm der Gewaltthäter auf die Fortsetzung jener Schenlichkeiten, mit welchen sich die Generale des macedonischen Straßenwächterjohnes, Mehemed Ali, befaßt hatten, bedacht. Die neugegründete Stadt Chartum wurde zur „Vorhalle der Hölle“; Menschenjagden und Sklavenhandel, offizieller Raub und Erpressung bezeichneten die Spuren der gubernatorialen Thätigkeit. Der Besitz vergrößerte sich, Dank der Unterstützung europäischer Forscher und Beamter, welche das subanessische Erbäbel nach Kräften auszurotten suchten, nach und nach bis in die Gegenden des Aequators. Die „Quellen“ des geheimnißvollen Nil, welchen die Alten den „himmelstypophenen“ nannten, wurden entdeckt, der Weg zwischen dem Nil und der Ostküste von Aequatorial-Afrika, nach Jahrzehnte langem Kampfe mit einer fast unüberwindlichen Natur, freigegeben.

In seiner größten Ausdehnung von Norden nach Süden begriff das ägyptische Reich zuletzt einen Erdraum, welcher demjenigen zwischen St. Petersburg und Lissabon, d. h. einer Ausdehnung von 3700 Kilometern, gleich kam. Es wird gut sein, wenn der Leser dieses räumlich vergleichende Bild vor Augen behält, um das Nachfolgende besser zu begreifen. Denn als im Jahre 1883 der Sturm der mahdistischen Bewegung losbrach und in kurzer Zeit den ganzen nördlichen Sudan ergriffen hatte, wurde in das ägyptische Besitzthum am oberen Nil ein Keil getrieben, welcher dasselbe in zwei ungleich große Theile auseinanderriß. Die Linie, auf welcher sich die ägyptischen Truppen noch frei bewegen konnten, und welche nachmals auch die Engländer zum Entsatze Gordon's einschlugen, war jene zwischen Alexandria und Chartum, als Luftlinie ungefähr zweitausend Kilometer lang. Sie entspricht der Entfernung zwischen St. Petersburg und Moskau. Das von den Horden des Mahdi insurgirte und festgehaltene Gebiet reichte von Chartum bis ungefähr zum Gazellenflusse, in der Luftlinie siebenhundert Kilometer weit, eine Strecke, welche derjenigen zwischen Moskau und Voronez gleichkommt. Vom Gazellenflusse bis zu den südlichsten Grenzpfählen der ägyptischen Herrschaft sind es aber noch weitere tausend Kilometer, was der Entfernung zwischen Voronez und Lissabon in der Luftlinie entspricht.

Aus diesen räumlichen Vergleichen geht hervor, daß der Tummelplatz der Mahdisten dem Flächenraume Frankreichs, das Gebiet der sogenannten „ägyptischen Aequatorial-Provinz“, welches durch die revolutionäre Bewegung isolirt und vom Landbesitze des Aethiops abgetrennt wurde, ungefähr dem Flächenraume der Iberischen Halbinsel entspricht. Zur Zeit, als der Krieg zwischen Kordofan und dem blauen Nil entbrannte, El Obeid den Emir den „falschen Propheten“ unterlag, Anfangs November 1883 in der mörderischen Schlacht von Kaschga das ägyptische Corps unter dem Engländer Hicks Pasha aufgerieben wurde und die Reitertruppe der Kababich bis in die Nähe des Gazellenflusses ausschärmten, befanden sich in der Aequatorial-Provinz drei Europäer, welche erst nach geraumer Zeit Kunde von dem Vorgefallenen erhielten. Diese drei Europäer waren: Emin Bey (Dr. Schnigler), Lupton Bey und Dr. Junker. Wohl fühlten auch sie, fern am oberen Nil, die Erschütterung, welche den nördlichen Sudan ergriffen hatte. Der Verkehr begann zu stocken, Nachrichten blieben aus, verlaufene Boten brachten eine Schreckenskunde nach der anderen. Emin Bey, der zu jener Zeit an der Spitze der Verwaltung der exponirten Provinz stand, erkannte zwar das Gefährliche seiner Lage, doch schätzten ihn die räumlichen Verhältnisse des Landgebietes zwischen Chartum und seinem Amtssitze Lado (gleich der Entfernung Moskau-Lissabon) vor unmittelbarer Bedrängniß. Erst lange nach dem Falle Chartum's, der Niedermegung Gordon's, Hansal's und anderer Europäer erhielt er Kenntniß von dieser verhängnißvollen Katastrophe. Jetzt erst, als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er von Aegypten abgeschnitten sei, kam ihm der Ernst der Situation zum Bewußtsein. Er blieb aber entschlossen, seinen Posten nicht zu verlassen, seinem Herrn treu zu bleiben und mit seinen Schutzbefohlenen Freud und Leid zu theilen, komme, was da wolle.

Dadurch wurde Emin Bey der Gegenstand eines allgemeinen europäischen Interesses, wie man ein ähnliches seit der Verschollenheit Livingstone's und dem abenteuerlichen Zuge Stanley's in das Innere von Aequatorial-Afrika keinem andern Europäer, den Schicksal und Umstände auf den heißen Boden dieses Continents verschlagen, je entgegengebracht hatte. England, welches so lange gezögert hatte, den in Chartum bedrängten Gordon zu befreien, war das erste Land, in welchem der Wunsch laut wurde, dem pflichtgetreuen Manne Hilfe angedeihen zu lassen. Die Anregung scheint von Stanley aus-

gegangen zu sein, und zwar auf Grund gewisser Voraussetzungen, die wir weiter unten mittheilen werden. Der Wunsch blieb gleichwohl lange unerfüllt. Die ägyptische Regierung war in dieser Sache vollständig ohnmächtig. Andere Mächte fühlten keine Veranlassung, sich in einer Angelegenheit zu engagieren, deren Schwierigkeiten unüberwindbar erschienen. Dagegen wurden von privater Seite verschiedene Versuche gemacht, den im oberen Sudan abgetrennten Europäern hilfreich die Hand zu reichen; so von Seite der Wiener Geographischen Gesellschaft, welche den auf afrikanischem Gebiete im hohen Grade vertrauten Forschungsreisenden Dr. Oskar Lenz nach dem Kongo entsandte, von wo aus er in die Quellregion des Nil vordringen sollte. Vielleicht hätte Lenz sein Ziel erreicht, wenn nicht mancherlei politische Zwischenfälle, welche auch in jener weitestgelegenen Region eine wichtige Rolle spielen, dazwischen getreten wären. Als Dr. Lenz am oberen Kongo anlangte, fand er die dortigen Stationen der Europäer im vollen Kampfe mit den arabischen Sklavenjägern. Auch in dem Raume zwischen Kongo und Nil hatten sich Kriege, politische Umwälzungen und Thronwechsel, — Alles selbstverständlich ganz unabhängig von den jordanischen Ereignissen, — zugetragen, welche das Lenz'sche Unternehmen ausichtslos gestalteten.

Unterdessen verhartete Emin Bey unentwegt auf seinem Posten. Daß ein Mann von solcher Pflichttreue, Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit des Interesses seitens der ganzen civilisirten Welt würdig sei, liegt auf der Hand. Emin, der erst in jüngster Zeit vom Ahebe den Pascha-Titel erhielt, ist ein österreichischer Schlesiener und heißt mit seinem eigentlichen Namen Schnitzler. Ursprünglich als Arzt in türkischen Diensten stehend, trat er im Jahre 1874 in die des Ahebe über und erhielt zur Zeit, als Gordon General-Gouverneur des Sudan war, eine Stelle in der Verwaltung der Äquatorial-Provinz. Im Jahre 1878 trat er offiziell an die Spitze der Verwaltung derselben und war von diesem Augenblicke an unangefochten thätig, das in grenzenloser Verwirrung befindliche Land zu regenerieren. Keine Strapaze, keine Gefahr oder Aussichtlosigkeit hinderten den pflichterfüllten Mann, seine Aufgabe mit unerschütterlicher Ausdauer und Opferfreudigkeit durchzuführen. Seine Biederkeit, sein Gerechtigkeitsgefühl, vor Allem aber der ihn beherrschende mächtige Drang, den Armen und Glenden ein hilfreicher Freund zu sein, bewirkten das Wunder, daß jene unculivirten, unzuverlässigen und rohen Stämme zu dem seltenen Manne Vertrauen gewannen und sich von ihm leiten und führen ließen. Neben seinen Amtspflichten fand Emin Pascha noch Zeit, in den Nachmittagen, welche er wohl der verdienten Ruhe hätte widmen können, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten für deutsche Fachzeitschriften und mit der Anlage von werthvollen Sammlungen zu befassen, welche in Lado, dem früheren Amtssitze Emin's, angehäuft liegen.

Dr. Junker, der glücklich der jordanischen Kaufleute entronnene Freund und langjährige Genosse Dr. Schnitzler's, sowie der englische Reisende Feltin schildern den Mann, dessen Unterstützung sie genossen, als einen edlen, selbstlosen Charakter, der es nach langjähriger Verwaltung einer großen und ertragreichen Provinz dahin gebracht hatte, armer als irgend einer seiner Untergebenen zu sein.

Als Emin Pascha das Aussichtslose seiner Lage erkannte, kam auch ihm der Gedanke, und zwar erst in allerjüngster Zeit, den Schauplatz seiner langjährigen menschenfreundlichen Thätigkeit zu verlassen. Ein solcher Plan war nur ausführbar, wenn er mit der Möglichkeit eines Abzuges nach Süden, beziehungsweise gegen die Küste von Zanzibar hin, rechnete. Auf diesem Wege liegen, — rings um den Ukerewe-See herum, dem der Nil entströmt, — verschiedene große Reiche (Uganda, Urundi, Unoro, Ulongora), deren Bewohner nach Millionen zählen. Eine eiserne Faust ist mitunter im Stande, diese Völkerschaften zusammenzuhalten und dem so gegründeten Staatswesen den Ansehen äußerer Macht zu geben. Schließt aber ein solcher energischer Häuptling die Augen, so zerbröckelt sein Reich in Städte, und langwierige Kämpfe beginnen. Der mächtigste dieser „Kaiser“ war bis vor Kurzem der Beherrscher von Uganda, M'esa, der Stanley seinen Freund nannte, und zu dem auch Emin Pascha in langjährigen freundschaftlichen Beziehungen stand. Auf dieses Verhältniß baute auch Stanley, als er die Entsch-Expedition anregte. Nun ist aber M'esa im Jahre 1884 gestorben, und sein Sohn und Nachfolger Nwanga erschloß das neue, christenfeindliche Regiment mit der Ermordung des Bischofs Hannington. Emin Pascha hat daher von dieser Seite keine Unterstützung zu erwarten. Anfangs Februar ist Stanley mit angeworbenen Freiwilligen von Suex nach der Ostküste von Afrika abgereist, um von dort aus Emin Pascha zu entsetzen. Ob die Energie dieses Mannes, seine Vorkenntnisse und das Glück, welches ihn bisher überall begleitet hat, ausreichen werden, das Rettungswort durchzuführen, bleibt abzuwarten.

Nachdruck verboten.

### Ein italienisches Musikfest.

Von Heinrich Ehrlich.

Die erste Aufführung von Verdi's neuer Oper „Otello“, im Mailänder teatro della scala, gehörte zu jenen künstlerischen und gesellschaftlichen italienischen Festlichkeiten, von denen auch der enthusiastischste deutsche Musikfreund sich eine rechte Vorstellung nicht bilden kann. Ja, vielleicht dürfte gerade dem deutschen Musik-Enthusiasten die Phantasie bei dem Versuche, sich eine Vorstellung zu machen, insofern am wenigsten zu einem klaren Bilde verhelfen, weil er gewohnt ist, bei einer solchen Aufführung vor Allem das künstlerische, Innerliche als die Hauptsache zu betrachten, während in Italien das Äußerliche, rein Gesellschaftliche von einer Bedeutung ist, die manchmal das Künstlerische in den Hintergrund treten läßt. Diese „Premiere“ des „Otello“, wie das Wort im Italienischen geschrieben wird, war mit nichts Deutschem vergleichbar, weder mit einer Gala-Oper bei allerhöchsten Fest-Gelegenheiten, noch etwa mit dem Bairreuther ersten Patronat-Cyclus des „Nibelungen-Ringes“. Denn in der Gala-Oper hält die Etiquette einen Jeden an seinem Platze fest, während die Scala in den Zwischenacten das lebhafteste Bild ungezwungenen Ab- und Zugehens in den Logen bot. Zu Bairreuth saßen, mit Ausnahme der regierenden Fürsten, alle Zuschauer in ein und demselben amphitheatralischen Raume, der während der Vorstellung ganz dunkel blieb; in den Zwischenacten, die sehr lange dauerten, strömte Alles in's Freie oder in die neben dem Theater liegenden Gasthaus-

locale; dort trafen sich die Bekannten im Grünen, oder beim Wein, Kaffee oder Bier. Ich will nun versuchen, dem Leser einen geistigen Umriss des Mailänder Opernhauses und dieser Premiere zu unterbreiten.

Das teatro della scala ist der Universal-Salon Mailand's, der wieder eine ganze Menge abgeschlossener kleiner Salons in sich faßt. Das Theater enthält sechzehn- bis siebzehnhundert Parquetplätze, sechs Logenreihen mit zweihundertvierzig Logen, — die oberste Reihe ist allerdings nur als Gallerie zu betrachten, — und bietet Raum für 3600 Personen, bei einer Bevölkerung von etwa 330,000 Einwohnern, während die königliche Oper der deutschen Reichshauptstadt, die über eine Million Einwohner zählt, kaum 2000 Plätze enthält. Jede Loge, besonders in den unteren drei Reihen, ist auf das Elegante eingerichtet, mit einem Vorder- und Hinterraum, mit Spiegeln, prächtigen Möbeln; sie ist thätlich ein kleiner Empfangsalon. Es gehört zum guten Tone, daß Jeder, der sich zu den gewohnten Besuchern eines Hauses rechnen darf oder als Fremder zu Tische geladen wird, der Herrin der Loge in den Zwischenacten seine Huldigung darbringt. Wer also zur vornehmen oder eleganten Welt gehört, muß unbedingt seine Loge in der Scala haben und bei den ersten Vorstellungen in glanzreichster Toilette gesehen werden. Und die Zahl der Besuche in den Logen, die ein junger Mann während einer solchen Vorstellung abstatet, giebt einen Maßstab für seine gesellschaftliche Stellung.

Dies sind die feststehenden Voraussetzungen bei der Beurtheilung der Bedeutung einer ersten Opernvorstellung überhaupt. Nun aber trafen alle erdenklichen Umstände zusammen, um die des „Otello“ zu einer ganz außerordentlichen Festlichkeit zu erheben. Verdi ist der Abgott der Italiener, nicht nur als ihr größter Componist, sondern auch als der Patriot, der in künstlerischer wie politischer Thätigkeit seine Vaterlandsliebe in glanzendster Weise bethätigt hat. Manche seiner Chöre und Arien hatten durch ihre Texte eine tiefe nationale Bedeutung zur Zeit, da Italien seine Einigung nur erst hoffen durfte; und keine Drohung, ja selbst nicht das Verbot der Oper, konnte Verdi bewegen, ein verdächtiges Musikstück zu entfernen. Sogar sein Name war eine Zeit lang das Lösungswort der Patrioten; „viva Verdi“ bedeutete ihnen: viva Vittorio Emanuele Re D'Italia. Auch hat der Meister einen beträchtlichen Theil seines großen Vermögens zu wohlthätigen Zwecken, zum Bau von Spitalern, Armenhäusern u. s. w., verwendet; sein Name ist daher auch im Munde Derer, die von seiner Musik nie etwas vernommen haben.

Seit fünfzehn Jahren, seit dem Erscheinen der „Aida“, hatte Verdi's Muse geschwiegen, — so wurde allgemein geglaubt, er werde nunmehr auf seinen Lorbeeren ruhen und keine neuen mehr anstreben. Nach und nach wurde aber ruckbar, daß er sich mit der Idee einer Oper Otello trug, deren Text dem Shakespeare'schen Drama getreu nachgebildet werden sollte, daß der Meister sich zu diesem Zwecke mit Boito verbunden habe, dem genialen Dichter-Componisten des Mephistopheles, dessen Grundlage dem Goethe'schen Faust, und zwar den beiden Theilen, entlehnt ist. Und seit Anfang des Winters war ganz Italien und ein nicht kleiner Theil der Musikwelt anderer Länder in Spannung versetzt durch die Nachricht, daß Verdi's „lehtes und größtes Werk“, — so bezeichnete er es selbst, — während der „stagione“ \*) in der Scala zur Aufführung gelange. Diese Spannung wurde durch italienische und französische Zeitungen bis zur Aufregung gesteigert. Sie berichteten von fabelhaften Preisen, welche schon sechs Wochen vorher für Logen und Sitze in den ersten Parquet-Reihen bezahlt wären, von den Bessellungen, die aus allen Landen kämen, von dem unermüdlichen Eifer, den Verdi selbst bei den Proben entfaltete, — die der Kapellmeister Jacco leitete, — von dem Geheimnisse, mit welchem er sie umgab. Selbst zu der Hauptprobe ward mit Ausnahme des englischen Uebersetzers Niemand zugelassen. Einige Vertreter der ausländischen Presse erhielten als besondere Vergünstigung den Klavier-Auszug, der dem Publicum erst nach der Aufführung zugänglich ward.

Diese Aufführung hat nach öfterem Ausschub endlich am 5. Februar stattgefunden und, wie ich schon gleich anfangs bemerkte, sich zu einer großen Festlichkeit gestaltet. Ueber die Oper und deren Einzelheiten werden bis zum Erscheinen dieses Artikels so viele Berichte veröffentlicht sein, daß ich wohl den Leser auf sie verweisen und mich mit einem kurzen Auspruch über das Ganze begnügen darf.

Verdi hat in „Otello“ die eigentliche italienische Opernform fast ganz aufgegeben; nur sehr wenige Stücke bieten eine abgeschlossene Melodie; die meisten stehen in Verbindung mit einander. Richard Wagner hat diese dramatische Form zuerst in seinen Musikdramen ausgedacht und vollständig durchgeführt; und wenn auch die Anhänger Verdi's ihn dagegen verwahren, daß er Richard Wagner nachgeahmt habe, so läßt sich doch bestimmt behaupten: Ohne des deutschen Dichter-Componisten Vorbild wäre der italienische Otello niemals in der Weise geschaffen, daß der Schwerpunkt im Orchester liegt, daß die Declamation so oft die Melodie überwiegt, daß die charakteristische Tonfärbung und die Enharmonik so oft angewendet wurde. Der Text von Boito ist sehr geschickt und wirksam gedichtet; manche Stellen sind wahrhaft poetisch zu nennen.

Die Musik enthält große Schönheiten, neben manchem weniger Bedeutenden und einigen Stücken, in welchen doch die alten italienischen Gewohnheiten sich vordrängen. Ob die Oper durchgreifenden, nachhaltigen Erfolg erringen wird, läßt sich nicht bestimmen. Die Italiener selbst, — sowohl die Kritiker in den Journalen, wie die Privatpersonen, — sagen alle, sie müßten die Oper öfters hören, um sie ganz zu fassen. Interesse wird sie überall erregen und auch auf dem Repertoire bleiben. Aber eine Zubörererschaft, wie die an jenem Scala-Abende, wird sie nirgends finden. In den Logen saßen wenigstens fünfshundert Damen in prachtvollster Toilette und im reichsten Diamantenschmucke. Dem entsprechend erschienen die Herren, mit verschwindenden Ausnahmen, im Ball-Anzuge, die Offiziere in Parade-Uniform. Die größeren italienischen Zeitungen aller Städte hatten ihre Vertreter gesandt; von London waren die Berichterstatter der Times, des Daily Telegraph, des Standard, von Paris die des Journal des Debats, der Revue des deux Mondes, des Figaro u. s. w. gekommen. Amerika war durch die eben so schöne, als geistreiche und tactvolle Frau Roosevelt vertreten, deren Biographie Longfellow's in ihrem Lande sehr geschätzt ist. Deutschland und Oesterreich hatten nur je einen Vertreter gesandt.

\*) Die großen Opernhäuser Italiens geben nur während einer kurzen Zeit, im Carneval, also etwa zwei Monate lang, Vorstellungen; diese Periode heißt die stagione, nach deren Beendigung die Theater ihre Pforten schließen.

Man stelle sich nun das Jubelgeschrei der Menge bei jedem hohen Tone der Sänger \*) vor, das minutenlange Loben nach jedem Musikstücke, das nur einigermaßen gefiel, die unzähligen Hervorrufe Verdi's, das endlose „Evviva Verdi“, das Tücherschwenken der Damen in den Logen! Alles das war selbst dem Besucher, der Mailand schon genau kannte, eine neue Erscheinung. Und wohl durfte der Bürgermeister der Stadt bei dem glänzenden Dejeuner, das Verdi's Verleger Ricordi den fremden Gästen bot, in seiner Rede darauf hinweisen, daß diese Aufführung nicht nur als eine musikalische, sondern als nationale Festlichkeit aufzufassen sei, und daß sie ihn als die Vorahnung einer noch ferneren schönen Zeit ersehe, in welcher die Harmonie der Töne in die Seelen aller Völker dringen und alle Zwietracht beseitigen werde.

\*) Die Sänger standen durchaus nicht auf der Höhe der Aufgabe; die Primadonna war sogar mittelmäßig, tremolirte und sang zu tief; die zweite Sängerin wurde geradezu ausgelacht. Nur der Darsteller des Jago und die der kleineren Männer-Partien waren lobenswerth. In den Chören waren oft Schwankungen bemerkbar.

Nachdruck verboten.

### Die neue „Weltsprache“.

Von Alfred Kirchhoff.



Seit unvorstelllichen Zeiten giebt es unzählige verschiedene Sprachen auf Erden. Viel älter, als der Thurm von Babel, ist diese sprachliche Trennung unseres Geschlechtes, obgleich die biblische Ueberlieferung sie als Strafe der Gottheit für die Vermeßtheit des Thurmbaues darstellt. Und eine wahre Strafe ist jenes Ungemach in der That. Das empfinden wir in unseren Tagen immer lebhafter, je mehr im Weltverkehr die Völker der Erde einander näher und näher rücken. Die Schiffahrt hat seit ungefähr dreihundert Jahren gleichsam fliegende Brücken von Europa über das Weltmeer nach allen übrigen Erdtheilen geschlagen; Australien und Amerika, die man ehemals nicht einmal dem Namen nach kannte, sind mit uns in unauflösbaren Zusammenhang getreten, weil sie uns die unentbehrlichen Stoffe für unser tägliches Leben liefern: Wolle, Baumwolle, Kaffee, Getreide und Fleisch. Die Dampfkraft hat den überseeischen wie den festländischen Verkehr dermaßen beflügelt, daß Entfernungen, wie die nach China oder Japan, gegenwärtig in wenigen Monaten durchgemessen werden. Die pacifischen Dampfer leiteten die Einwanderung der Chinesen über San Francisco nach Nord-Amerika ein; die sibirische Eisenbahn, welche Rußland mit China über kurz oder lang verknüpfen wird, bringt sicher einen ähnlichen Wanderstrom der riesigsten Nation der Welt, eben der chinesischen, in entgegen gesetzter Richtung von Ost gen West hervor. Wir können uns darauf gefaßt machen, daß dann fleißige chinesische Arbeiter, wie zur Zeit polnische und italienische, chinesische Wäscher und Schuster sich auch bei uns in Deutschland einfänden.

Wie aber sich mit all den Fremden verständigen? Das wird von Tag zu Tag eine ernsthaftere Frage, nicht bloß für den Großhändler, den Industriellen, den Weltreisenden, die Beamten in unseren Kolonien, sondern auch für den Gelehrten, der seine Arbeitskluft nicht verläßt. Auch bei ihm sprechen die verschiedensten Culturvölker in ihren literarischen Werken vor, und leider nicht mehr, wie sonst, in der einstmals allgemeinen Gelehrtensprache, dem Latein, nein, alle in ihren eigenen Sprachen, die Engländer und Russen so gut, wie die Magyaren, Rumänen und Kroaten.

Wo soll das hinaus? Kein Mensch kann doch alle Sprachen lernen! Manche glauben freilich, die englische Sprache sei bereits in vollem Zuge, die allgemeine Vermittlungssprache, das Latein der Zukunft, zu werden. Indessen darin irrt man. Wohl erklingt Englisch in sämtlichen Erdtheilen, außer in den englischen überseeischen Besitzungen, auch überall da, wo englischer Handel vorherrscht. Am Togostrand, in Kamerun, wo wie eine englische Herrscher-Gewalt bestanden, fand die deutsche Besitz-Ergreifung englisch redende Küsten-Neger. Aus Englisch und Chinesisch hat sich in den ostasiatischen Oäsen ein lauterwälsches Mischmaß, das Pidgin-Englisch, entwickelt. Aber wenn auch das Englische am weitesten über die Erde, rein oder bis zur Unkenntlichkeit gemischt, geredet wird, — wer kann es für erreichbar halten, daß dereinst der ungeheuerere Bereich der russischen Macht-Entfaltung oder derjenige der arabischen Sprache, d. h. ganz Vorder-Asien (außer Klein-Asien) und fast ganz Nord-Afrika, englischer Sprache sich bedienen werde, wenn auch nur im Welthandel und im Verkehr seiner Gelehrten mit der übrigen Welt?

Ganz zweifellos liegt die einzige Erlösung von diesem Uebel der heillosen Vielsprachigkeit in der Anwendung einer, keinem Einzelvolf angehörigen, deshalb keinerlei Eifersucht erweckenden Sprache, einer künstlich erfundenen. Die Versuche, eine solche zu finden, sind nicht neu, aber meistens waren sie unglücklich. Da trat vor wenigen Jahren Martin Schleyer, ein katholischer Pfarrer auf der reizenden Mainau-Insel im Bodensee, — jetzt in Konstanz lebend, — mit einem überaus practischen System einer Weltsprache auf, die er „Volapük“ nannte, das Wort zusammenfügend aus wol (Gemitiv wola, von engl. world, Welt) und pük (von engl. speech, Sprache). Anfangs brachte man natürlich auch diesem Weltsprache-Versuch gerechtfertigtes Mißtrauen entgegen. Ja, Viele wissen noch heute von diesem gewichtigen Fortschritt der Menschheit entweder nichts oder haben darüber nur spotten gehört, meinen daher, es sei nicht der Mühe werth, sich mit dem Unsinn zu beschäftigen.

Zu kurze läßt sich das Wesen der Schleyer'schen Weltsprache folgendermaßen beschreiben:

Man charakterisirt diese Sprache wohl am besten als ein kunstvolles und dabei dennoch höchst einfaches, in kürzester Frist erlernbares „Neu-Englisch“. Denn es ist, wie das Englische, aus deutschen und lateinischen Wortstämmen abgeleitet. Stark überwiegen hierbei die deutschen und englischen Entlehnungen, während die lateinischen sich nur in der Minderzahl vorfinden. Wer also des Deutschen und einigermaßen des Englischen kundig ist, wird selbst mit dem Vocabel-Schatz der neuen Sprache leicht sich vertraut machen, zumal die Umwandlung der betreffenden deutschen oder englischen Worte stets auf eine practische Vereinfachung hinausläuft, welche Vielsprachigkeit, unnütze Härte der Aussprache, auch das r möglicht vermeidet. Worte, wie lob, son, das (Lob, Sohn, daß) bedurften gar keiner Vereinfachung; aus Gott wurde god, aus

Vater sat, aus Meer mel, aus treffen dleson, aus sound (gesund) saun, Gesundheit u. s. w.

Vollends die Abbeugung der Worte ist die denkbar einfachste. Der Reihenfolge im Alphabet gemäß, sind a, e, i die Endungszeichen für Genitiv, Dativ, Accusativ; s bedeutet überall die Mehrzahl. Nun kann der Leser bereits jedes Hauptwort der Welt sprache declinieren! Und ähnlich einfach bildet man die Conjugations-Formen, indem man ob, ol, om (ich, du, er) an den Zeitwortstamm fügt, z. B. an den von lobon (loben):

lobob ich lobe, lobob wir loben, lobol du lobst, lobols ihr lobt, lobom er lobt, loboms sie loben.

Die verschiedenen „Zeiten“ werden durch vorgesezte Vocale unterschieden:

ilobob ich lobte, elobob ich habe gelobt, ilobob ich hatte gelobt, olobob ich werde loben, ulobob ich werde gelobt haben.

Schon aus der lehterwähnten Form ersieht man, wie fast lateinisch kraftvoll das Volapük der Hülfszeitwort-Kräfte sich entschlägt, nur ein Wort braucht, wo das Deutsche vier Worte nötig hat. Wie viele Irrungen sind schon bei uns zu Lande durch ein zutelegraphirtes „Komme“ entstanden; kein zartes Kendez-vous ist dagegen mißverständlich vorbereitet durch ein volapükisch zugeblühtes kömob (ich komme) oder okömob (ich werde kommen) oder aber durch ein kömolod (komme Du!).

Vor wenigen Tagen sandte ich einer Dame auf ihren Wunsch mein kleines „Volapük-Hülfsbuch“, und bereits heute erfreute mich dieselbe durch ein allerliebste Dankfugungs-Briefchen in demselben Volapük, von dem sie, ihrer Versicherung zufolge, noch eine halbe Woche vorher nichts, als den ihr unympathischen, jetzt aber sogar sehr sympatistischen Namen gefannt hatte!

Zum Schlusse möge das Gedicht einer Tiroler Freundin unserer Welt sprache beweisen, daß letztere (übrigens jedes Wort auf der Schlusßsilbe, und zwar lang betonend, außer wo es das Versmaß ändert; e wie ich, j wie ich sprechend) selbst im Wohlklang besser ist, als ihr Ruf:

O log eila, mag nifala! Logob vilik stalis olik. No peglumöl fa deb sina, Litos se ol jin lanelik. D Kindesaug' der Reinheit Bild! Gern schau' ich Deine Strahlen an. Noch nicht getrübt durch Sündenschuld, Erglänzt aus Dir der Engel Huld.

Logol kos mens ed in voli So sulik de lif e konfid. Nog sevol no klima meki, Binol jönik as stelanid. Du blicdest in die Menschenwelt So voll von Liebe und Vertrauen, Noch kennst Du nicht des Lasters Nacht, Und bist so schön wie Sternenspracht.

Glumos-la nos stali klinik Kel flumom se kinän goda, Flis logol ölmagi olik O tugastel, o log eila! O daß nichts trüb' den hellen Strahl, Der strömt in Dich aus Gottes Reich, Bis Du erblickst Dein Urbild fern, O Kindesaug', o Jugendstern!

Es ist eine alte Wahrheit mit immer neuer Bestätigung: wer erst die Frauen für eine gute Sache gewonnen hat, der hat überhaupt gewonnen. Wähten diese Zeilen im ange-deuteten Sinne der einzigen Welt sprache, welche diesen hohen Namen, Dank ihrer Klarheit, Kürze und leichten Erlernbarkeit verdient, neue Anhängererschaft erwerben!

Kachend verboten.

Quitt.

Novellette von B. von Suttner.

ber Erna, was wird denn das für ein sonderbares Gebände? Eine Villa, mit zwei Kirchtürmen daran?

So fragt Gräfin Ottilie Wettstein, indem sie die Stiderei in den Schoß sinken läßt, um dem Spiele des Lächelns zuzusehen. Sie sitzt auf einem in die Nähe des Ofens geschobenen Fauteuil, neben welchem ein Tischchen steht, auf dem neben Arbeitskorb und Blumen vase ein offenes Buch liegt. Das Wohngemach ist geschmackvoll, aber ohne Luxus eingerichtet. Ebenso einfach ist auch die Erscheinung der jungen Frau. Blasser Teint, ernster Gesichtsausdruck, schlicht gekeiteltes Haar, schmuckloses Hauskleid aus schwarzem Kashmir. Dabei aber eine unverkennbare Vornehmheit in den feingeschnittenen aristokratischen Zügen, in der hohen Gestalt, in den weißen, rosenfingerigen Händen. Die Kleine, ein wunderhübsches Kind von ungefähr sieben Jahren, mit goldblonden, bis über den Gürtel herabfallenden Locken, sitzt auf dem Teppich inmitten von allerlei Spielzeugschachteln und fügt hölzerne Bausteine aufeinander.

„Das ist das Haus von Prinzess Dornröschen,“ antwortet sie auf die Frage ihrer Mutter.

„Die schlief ja in einem Schloß im Walde.“

„O, jetzt ist sie schon wach und wohnt beim Prinzen... und der ist ein Bischof und braucht Thürme; und,“ — fügt sie hinzu, indem sie aus einer zweiten Schachtel allerlei Sachen hervorholt und dieselben eifrig aufstellt, — „hier ist ein hübscher Schweinefist, — ein Taubenhäus, — ein Brunnen, — ein Gartengitter, hier“ — sie greift in eine dritte Schachtel, — „hier geht ein Löwe spazieren und hier ein — ein... Wie heißt dieses Pferd mit dem langen Hals, Mama?“

„Das ist eine Giraffe. Soll der Prinz darauf ausreiten?“

„Nein, der sitzt im Hause drinnen, auf einem goldenen Thron... Und wie heißt dieses Thier, mit den zwei Bergen auf dem Rücken?“

„Das heißt Dromedar.“

„Kann ich eins haben, Mama, zum Christkind, ja? Ein zahmes?“

„Ich fürchte, ich werde Dir doch etwas Anderes geben müssen, mein Schatz.“

Ein Stubenmädchen öffnet die Thür und meldet, indem sie den Genannten gleichzeitig einläßt: „Herr Doctor Rahden!“

„Ah, willkommen, Doctor! Sieht man Sie wieder einmal?“ sagt die Gräfin, dem Eintretenden die Hand entgegenstreckend.

Dieser, ein fünfunddreißigjähriger Mann von elegantem, einnehmendem Aussehen, führt die dargereichte Hand an seine Lippen und antwortet:

„Ich habe Ihr Haus so lange gemieden, Gräfin, weil ich Epidemie-Kranke zu behandeln hatte und die Ansteckung nicht hierherbringen wollte. Auch haben Sie ja, Gott sei Dank, meine Dienste nicht nötig.“

„Sie wissen sehr gut, lieber Rahden, daß mir Ihre Besuche nicht nur vom professionellen, sondern auch vom freundschaftlichen Standpunkte werthvoll sind. Setzen Sie sich... Nach ein wenig Platz, Erna; der Herr Doctor zertritt Dir sonst Deine Giraffe oder wirft Dir Deinen Kirchturm in den Brunnen... Spiele lieber dort, in der anderen Ecke, liebes Kind.“

Die Kleine schaut zu Rahden auf: „Dann hilf mir, Schachteln tragen, Onkel Doctor; zuerst muß das Alles wieder hinein.“ Und sie beginnt, die Spielsachen einzuräumen.

Der junge Mann kniet neben ihr nieder und hilft ihr die Schachteln fallen.

„Aber Doctor, Sie richten ja schauerliche Verwirrungen an,“ lächelt Ottilie. „Sie räumen die Menagerie in die Weier-Schachtel und legen die Bau-Quadern zum Küchenschirr.“

Nach einer Weile ist Erna am anderen Ende des Zimmers mit ihren Spielereien beschäftigt. Sie hat auch noch ein paar kleine Theaterpuppen dazugeholt und bevölkert ihren Garten und ihr thurmplanirtes Haus, zu welchem jetzt noch ein griechischer Säulengang führt, mit allerlei Figuren, die nacheinander und gleichzeitig alle Märchen und Geschichten abspielen, die sie jemals erzählen gehört: Aschenbrödel unterhält sich mit dem braven Löwen, dem der Androkles den Dorn ausgezogen; die heilige Geneseva geht in der Säulenhalle auf und nieder, um „das Gruseln zu lernen“; Abraham, der Patriarch, Kätzchen, der Vergessene, und Scheherzade, die Sultanin, sitzen nebeneinander am Brunnen und studiren das ABC. Die Kleine, — Dichter, Professor und Regisseur, — führt für Alle das Wort und ist vollkommen glücklich.

Rahden, der sich auf den Wink der Gräfin einen Stuhl neben das Tischchen gerückt, nimmt das aufstehende Buch zur Hand und blättert darin.

„Was lesen Sie da, Gräfin? Ueber Kindererziehung, — immer und immer nur der Eine Gedanke!“

„Was wollen Sie, Doctor? Ich habe ja nichts Anderes auf der Welt. Sie wissen es ja: ich lebe nur in diesem Kinde.“

„Ich weiß es und — mißbillige es. Die Zurückgezogenheit, die Freudenleere Ihrer Existenz wirkt schädigend auf Ihre Gesundheit. Wenn man jung und schön ist, wie Sie —“

„O Doctor Rahden, nur nicht diese Sprache!“ unterbricht ihn Ottilie lebhaft. „Nur nicht, als ärztliche Verordnung, Theater, Bälle oder gar — eine zweite Verheirathung! In meinem Sinne ist für nichts Platz, als für die Trauer um meine Todten! Sie wissen, ich habe Mann und Eltern und eine geliebte Schwester im Verlaufe der letzten vier Jahre verloren; — für nichts habe ich Sinn, als für meine Todten und meine Mutterliebe.“

„Es ist ein schweres Unrecht, Gräfin, das Sie da an sich verüben. Das Leben will in der Gegenwart gelebt sein. Die Trauer um die Abgeschiedenen und die Hoffnung auf die Zukunft eines Kindes genügt nicht, um es auszufüllen. Wie, wenn, — ich als Arzt erfahre es nur zu oft, wie zerbrechlich solch ein Kinderleben ist, — wenn —“

„O, sprechen Sie eine so grausame Möglichkeit nicht aus!“ ruft Ottilie schauernd. „Erna, mein Schatz, zieht es nicht dort vom Fenster her?“

„O nein, Mama.“

„Und, — um auf Ihre Verordnungen zurückzukommen, — glauben Sie denn, daß mir weltliche Vergnügungen auch wirklich Vergnügen bieten? Ich bin eine stille, schlichte Natur, und in gefüllten Salons fühle ich mich gelangweilt, um nicht zu sagen, unglücklich. Verwandte und nahe Freunde besitze ich hier nicht, und unter Fremden, — mögen sie noch so liebenswürdig thun, — komme ich mir vereinsamt vor. Ubrigens thut man auch nicht gar so liebenswürdig mit mir und giebt sich weiter keine Mühe, mich aus meiner Zurückgezogenheit herauszureißen, — denn ich bin nicht reich. Wenn man einen so glänzenden Namen trägt, wie ich, so soll man auch ein bedeutendes Vermögen haben...“

„Sie sind, das weiß ich schon lange, sehr stolz auf Ihren Rang...“

„Ich leugne es nicht.“

„Und Ihre größte Lebensfreude ist es also, hochgeborene Gräfin titulirt zu werden?“

„Meine größte, — vielmehr meine einzige Lebensfreude ist Erna.“

„Nimmer nur Erna!“

„Sie werden es auch einmal erfahren, lieber Rahden, daß man so ganz in einem theuren Wesen leben kann. Wenn Sie einmal lieben werden und heirathen...“

„Ersteres ist der Fall, Frau Gräfin. Ich trage, — schon lange, — eine tiefe Liebe im Herzen. Aber heirathen? ... Sie wollen mich nicht...“

„Da hatte sie unrecht. Ein bei solcher Jugend schon so hochberühmter Arzt, dabei ein so vortrefflicher, liebenswürdiger Mensch, — nun sind es schon vier Jahre, daß ich Sie kenne, — ich glaube, Sie würden ein Mädchen sehr glücklich machen.“

„Das ist ein güntiges Urtheil, und ich danke Ihnen dafür.“ Er stand auf: „Ich muß leider wieder fort, — meine Kranken erwarten mich.“

Ottilie reichte ihm die Hand:

„Adieu, — kommen Sie recht bald wieder.“

„Recht bald? Die Bedingungen, unter welchen ich Ihr bestallter Hausarzt bin, lauten: Alle vierzehn Tage einmal nachzugehen, wie es der Kleinen geht.“

„Verzeihen Sie, wenn meine Aufforderung unbescheiden erschien.“

„Sie mißverstehen mich, Frau Gräfin. Diese Bemerkung war im Gegentheil als Klage gemeint, daß ich nur zu so seltenen Besuchen berechtigt bin. Ich habe mich schon dabei er-tappt, Ihnen eine ordentliche Krankheit zu wünschen, damit ich täglich gerufen würde.“

„Der Wunsch, mich öfters zu sehen,“ entgegnete Ottilie lächelnd, „kann doch wohlfeiler erfüllt werden, als auf Kosten meiner Gesundheit. Machen Sie mir nur einfach, wenn Sie dazu Zeit haben, einen freundschaftlichen Besuch. Ich bin

nicht gar so menschlich, daß mir die gelegentliche Unterhaltung mit einem sympatistischen Menschen nicht auch angenehm wäre.“

Rahden küßte ihr die Hand: „Also ich darf wiederkommen? Wann?“

„Bald,“ antwortete Ottilie freundlich.

„Deute Abend?“

Ihr Gesicht verfinstert sich. „Nein,“ sagte sie kalt. „Abends empfangen ich nicht.“

An demselben Abend um elf Uhr steht die Gräfin an dem Bettchen ihrer Tochter und beugt sich mit ängstlicher Miene über die Kleine herab. Sie legt die Hand auf Erna's Stirn: „Der Kopf brennt... thut er Dir weh?... Und im Halbe hast Du auch noch Schmerzen?... Trinken willst Du?... Ach, ich weiß nicht, was ich Dir geben darf... Wenn nur schon der Doctor käme! Er muß gleich hier sein, Kind... Ach, Gott sei Dank, da höre ich ihn kommen.“ Sie stürzt dem Eintretenden entgegen: „Ach, Rahden, lieber Rahden! Sehen Sie... Sie wollten heute Abend kommen, und richtig, — ich mußte Sie holen lassen. Meine Erna, — o Gott, es wird doch nichts sein? Doch nichts Gefährliches?“

Rahden eilt, die Kleine zu untersuchen. Dann stellt er an diese und an deren Mutter die nöthigen Fragen. Hierauf schreibt er eine Verordnung nieder.

Die Gräfin klingelt und übergiebt dem Stubenmädchen das Rezept: „Dies augenblicklich aus der Apotheke zu holen.“ „Es wird doch nichts Gefährliches sein, Doctor?“ wiederholt sie ihre Frage von vornhin.

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen.“

„O, nicht wahr, Sie kommen doch morgen recht früh nach- sehen?“

„Die Krankheit kann sich im Laufe der nächsten Stunden zum Schlimmen wenden. Es wird besser sein, wenn ich bei dem Kinde wache.“

„Sie wollen hier bleiben? Um Gottes willen, was fürchten Sie denn?“

Rahden zögert.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Doctor, ich beschwöre Sie!“

„Ich fürchte... Diphtheritis.“

Ottilie schreit auf: „Barmherziger Himmel!“

„Erzählen Sie nicht so, theure Gräfin. Bei rechtzeitiger Hilfe ist ja diese Krankheit gar nicht so schrecklich.“

„O Rahden, — lieber, guter Rahden, — jetzt lasse ich Sie auch gar nicht mehr fort!... Aber doch... Wie gut Sie sind! Wenn jede Mutter eines kranken Kindes vom Arzte beehrte, daß er die ganze Nacht opfere —“

„Für Jede würde ich es nicht thun. Für Eine aber,“ setzt er leiser und leidenschaftlich hinzu, „gäbe ich auch mein Leben hin.“

„Mama, Mama,“ ruft es vom Bettchen herüber, „trinken!“

Auf ein Zeichen des Doctors reicht Ottilie der Kleinen ein Glas Zuckerswasser, welches diese gierig an die Lippen setzt, dann aber jammernnd zurückstößt.

„Trinke, Erna, trinke!“

„Ich kann, — kann nicht,“ stöhnt das Kind.

Drei Stunden später. Die Kranke, welcher es vorhin doch gelungen war, einen labenden Trunk zu thun, ist eingeschlafen.

Ottilie sitzt an dem einen Ende des Bettchens, Rahden an dem anderen. Das Stubenmädchen, welches bisher bei den verschiedenen Dienstleistungen behülflich gewesen, ist nunmehr in das Nebenzimmer zur Ruhe geschickt worden. Im Ofen knistert ein Feuer, dessen Schein auf den Teppich fällt; im Uebrigen ist der Raum nur durch eine Kerze beleuchtet, die auf einem entfernten Tischchen hinter einem Lichtschirme brennt. Man hört die Pendelschläge einer Wanduhr und die lauten Athemzüge des schlafenden Kindes.

Rahden unterbricht ein langes Stillschweigen, indem er mit gedämpfter Stimme sagt: „Ein gutes Zeichen, dieser Schlaf. Vielleicht tritt das Befürchtete gar nicht ein.“

„Gott geb' es,“ haucht Ottilie mit zum Himmel gehobenem Blicke.

„Legen Sie sich auf Ihr Bett, Frau Gräfin, und schlafen Sie ein wenig.“

„Sie wollen fort?“

„Nein, ich bleibe.“

„Wie gut Sie sind, — ich danke Ihnen. Aber ich habe kein Bedürfnis, zu ruhen, — ich könnte gar nicht schlafen. Also bleibe ich hier sitzen.“

„Dann lassen Sie mich wenigstens dieses Kissen unter Ihren Kopf legen, — so. Und dieses unter Ihre Füße, — und hier, nehmen Sie auch einen Schlud von dem Zuckerswasser... Ist das Kissen bequem so?“

Während er diese Dienstleistungen verrichtet und Ottilie seinen Bewegungen mit dankbarem, sanftem Blicke folgt, er-saßt ein Bittern seine Hände, und die Stimme versagt ihm.

„Danke, lieber Freund; ja, so ist's beaglich.“

Rahden bleibt über ihre Fauteuil-Lehne gebeugt und betrachtet sie stumm.

„So gehen Sie doch auf Ihren Platz zurück, Doctor!“

Er gehorcht. Es folgt eine minutenlange Pause.

Jetzt richtet sich die Gräfin auf: „War es nicht wieder an der Zeit, Erna's Umschlag zu wechseln?“

„Wir dürfen sie nicht wecken... O, Gräfin, wenn Sie wüßten, was mich das Schweigen kostet; und ich darf nicht reden, denn —“

„Denn Ihre Gegenwart ist mir nöthig, und ich könnte dem Pfleger meines kranken Kindes nicht die Thür weisen?...“

„Also wissen Sie —“

„Ich ahne —“

„Und was habe ich zu hoffen?“

„Nichts.“

„Das wußte ich längst. Sie haben alle engelgleichen Tugenden, Gräfin Wettstein, neben einem satanischen Vaster: Hochmuth.“

„Mama, Mama!“ ruft die erwachende Kleine.

Am folgenden Tage. Des Kindes Zustand hat sich bedeutend verschlimmert: die Diphtheritis ist ausgebrochen.

Der auf Rahden's Wunsch herbeigeholte Medicinalrath erk-lärt den Fall für äußerst bedenklich. „In der letzten Woche sind hier an hundert Kinder der Seuche zum Opfer gefallen,“ erzählt er. „Auch ein junger Arzt, der die Unvorsichtigkeit begangen, einem erstickenen Kinde Athem einhauchen zu wollen, ist der Krankheit erlegen. Machen Sie sich auf das Schlimmste



Circus-Probe. Nach einer Skizze von Heinrich Schlitt — Siehe Seite 105.

Heinrich Schlitt

Heinrich Schlitt 86 München

gefäßt, Frau Gräfin." Dann wechselt er noch ein paar leise Worte mit Rahden, verspricht, am Abend noch einmal nachzugehen, und geht.

Ottile ist schluchzend auf das Sopha gesunken und jammert laut.

Rahden faßt ihre Hand: „Sie zerreißen mir das Herz, Gräfin Ottile; weinen Sie nicht so, und verzweifeln Sie nicht... Ihre Erna wird noch zu retten sein! Wenn Sie an das Schicksal die Frage stellen, die ich gestern an Sie gerichtet: Was darf ich hoffen? so soll es Ihnen noch nicht das grausame Nichts! antworten, welches mir geworden ist.“

„O Rahden, Lieber, Theurer, — retten Sie mir mein Kind, und —“

Erna richtet sich im Bette auf und stöhnt. Die Mutter stürzt auf sie zu.

„Und? ... Was wollten Sie sagen: Und —“ fragt Rahden, ihr folgend.

„Um Gottes willen, das Kind hat keinen Athem!“ schreit Ottile.

Rahden bückt sich über die Kleine, nimmt sie in seine Arme und legt den Mund an ihre Lippen. Ottile sinkt in die Arme.

Drei Tage später. Der Medicinalrath hat erklärt, daß alle Gefahr für die Kranke vorüber sei. Auch ihr Ketter ist gesund geblieben; das Gift, welches sein Athem eingegeben, hat nicht gewirkt.

Ottile, die in Folge der überstandenen Erschütterungen und der durchwachten Nächte bleich und angegriffen aussieht, sitzt neben dem Bette der kleinen Reconvalescentin. Man hat ihr eben einen Brief überbracht. Sie betrachtet kopfschüttelnd die Schriftzüge auf dem Umschlage.

„Das ist ja von Rahden,“ sagt sie sich. „Warum kommt er nicht selber; was kann er mir zu schreiben haben?“ Da durchzuckt sie ein fürchterlicher Gedanke: „Er ist erkrankt!“ und mit zitternder Hand erbricht sie das Schreiben. Dasselbe lautet:

„Hochgeehrte Frau! Ihre zuletzt an mich gerichteten Worte waren: Doctor Rahden, ich gewähre Ihnen meine Hand! Ich konnte nichts darauf erwidern, denn im selben Augenblicke trat der Medicinalrath ein. Als ich mich dann gleichzeitig mit ihm entfernte, winkten Sie mir noch zu: Auf Wiedersehen!“

„Wahrscheinlich erwarten Sie zur Stunde meinen Besuch, und statt dessen erhalten Sie diesen Brief. Mündlich könnte ich Ihnen ja nimmermehr sagen, was ich nun schreiben will, nämlich: daß ich die gebotene Gabe ablehne.“

„Das Honorar, welches Sie dem Arzte für die glückliche Kur bieten wollen, finde ich zu hoch; und sowohl meine „professionelle Ehrlichkeit“ als der Stolz meines Herzens sträuben sich, so übertriebenen Lohn zu acceptiren. Ich habe Ihr Kind gerettet, — sagen Sie sich, — das Theuerste, das Sie besitzen; Dasjenige, wofür Sie leben, habe ich Ihnen erhalten; daher scheint es Ihnen billig, zum Dank Ihr zukünftiges Leben hinzupfern. Ich aber, Ottile, wenn ich wirklich, wie Sie zu glauben scheinen, mein Leben zu wagen bereit war, um Ihnen einen Schmerz zu ersparen, so war dies eine That der Liebe und kein Opfer; — mit einer That der Dankbarkeit läßt sich dergleichen nicht zurückzahlen. Für Liebe giebt es keinen anderen Preis, als Liebe. Mitleid und Erkenntlichkeit, denen mitunter einiges Wohlwollen entspringen kann, sind nie die Quelle echter Leidenschaft, und nur mit dieser hätte ich mich zufrieden gegeben, — wäre es auch nur ein Funke davon gewesen.“

„Bei liegt meine Rechnung: zehn Besuche zu 5 Mark = 50 Mark. Wenn Sie die Güte haben, mir diesen Betrag zu schicken, so können Sie sich mir gegenüber als quitt betrachten. So viel für meine ärztliche Bemühung. Für das, was mein Herz für Sie gefühlt und gethan, — das, gnädigste Gräfin, könnten Sie mir nur durch einen beschleunigten Herzschlag begleichen. Und daß man über die Bewegung des genannten Organs keine willkürliche Macht hat, das muß ich, als Physiologe, wissen. Leben Sie wohl!“

Richard Rahden.

Ottile legte den Brief lächelnd aus der Hand. Dann schaute sie nach der Uhr und klingelte.

„Bringe mir Hut und Shawl,“ sagt sie zu ihrem Mädchen, „und für die nächste halbe Stunde übergebe ich die Pflege Erna's Dir.“

Rahden's Sprechzimmer. Der Diener öffnet die Thür und läßt eine dichtverschleierte Dame ein. Dieselbe bleibt stumm und zögernd am Eingange stehen.

Rahden geht ihr einige Schritte entgegen: „Nur näher, meine Gnädige. Woran leiden Sie?“

Die Dame lästet den Schleier.

„Ottile! Sie?“

Ottile legt ein Couvert auf einen nebenstehenden Tisch.

„Ich, — ich bringe die fünfzig Mark, Herr Doctor, um ganz quitt zu sein —“

„Ich verstehe nicht... Sie wollen...“ stammelt Rahden verblüfft.

„Wahr finde ich die Forderung etwas übertrieben, — aber um nicht länger in Ihrer Schuld zu sein...“

„Sie sind grausam, Gräfin... Warum erschweren Sie mir so die Pflicht? Sie hier, bei mir, — allein mit mir...“

Rätheln Sie denn nicht, daß ich Ihnen zu Füßen falle und Sie anflehe, mir wieder zuzugucken, worauf ich so heroisch verzichtet habe? Ich schrieb es Ihnen ja: Die Herzenschläge haben wir nicht in der Gewalt, — und schon fühle ich, wie das meine zum Brustzerbrechen pocht... Schon droht mir die Erinnerung an alle meine stolzen Vorsätze zu schwinden, — Ottile!“ ... Und er breitet seine Arme aus.

„Sie wirt sich an seine Brust.“

„O Du Böser, — Theurer, — Einziger, — hab' ich Dich wieder!“

„Also liebst Du mich doch? Sollte doch aus der Dankbarkeit —“

„Nein, nein! Nicht aus der Dankbarkeit hat sich mein Gefühl entwickelt; schon lange, lange hab' ich Dich im Stillen geliebt... Aber mein Stolz, meine Hoffahrt war es, — wie Du ganz richtig jagtest, — mein teuflisches Vaster des Hochmuthes, was mich fühlte, um Dir gegenüber hart zu bleiben... Aber der Hochmuth ist gebrochen, und das hat die Dankbarkeit gethan. Wie? Du rettetest mir mein angebetetes Kind, dabei das eigene Leben wagend, — und nicht, um mich zu gewinnen, denn Du verheimlichst ja den Lohn, — nur aus liebendem Opfermuth... Und ich sollte nicht auch ein Opfer zu bringen im Stande sein, — das kleine, erbärmliche Opfer meines adeligen Ranges, — um Dich und mich glücklich zu machen? Ja, glücklich über alle Maßen! O, wie ich Dich

liebe, Richard... Fühlst Du es an dem stürmischen Pochen da? Bist Du überzeugt, Physiologe, daß dies wahre, selige Leidenschaft ist?“

Sie reißt sich los: „Jetzt muß ich aber gehen, — im Nebenzimmer wartet noch ein Duzend Patienten!“

„Nur noch einen Kuß, — o, noch einen!“

„Sie sind sehr unbescheiden in Ihren Forderungen, Herr Doctor. Ich dachte, mit den fünfzig Mark sei ich quitt.“

Rahden nimmt das Geld-Couvert, welches auf dem Tische liegt, und steckt es lächelnd ein:

„Das nehme ich auch als Honorar für meine Kur, und als Preis meiner Liebe nehme ich —“

„Kimmst Du mich!“



Rahden auch im Einzelnen verboten.

Circus-Probe. Von Heinrich Schlitt. Siehe das Bild, Seite 104. — Es ist keine vornehme hauptstädtische Arena, in deren Couloissen-Geheimnisse der Künstler und einen Blick thun läßt, sondern ein schlichter Wander-Circus, wie sie zu Duzenden das Land durchziehen, von den kleinen Städten und Marktorten ihren bescheidenen Tribut zu erheben. Moge man die „Künstler“ deshalb nicht gering schätzen! Aus solchen Wandervertruppen ist schon mancher Stern der höheren Akrobatik, manche Koryphäe des Trapezes, manche gefeierte Circus-Reiterin, Wasserkönigin, und was es dergleichen bevorzugter Stellungen mehr giebt, hervorgegangen. Diese vielbewunderten Größen führen meist so romantisch klingende Namen, daß man ihre Heimath im Vaterlande des Sid Campeador, unter der Sonne der Tropen oder doch mindestens im nord-amerikanischen Westen vermutet; und nach Angabe der Reklamé-Notizen sind es nicht selten Gräfinnen, die aus unbegreiflichem künstlerischen Drange dem stolzen Ahnenschloße den Rücken gewendet, oder Töchter eines Indianer-Häuptlings, die aus Liebe zu einem Blafgesicht dem väterlichen Wigwam entflohen sind. Fragte man aber so eine Schöne darnach, so müßte die Antwort, wenn sie ehrlich sein soll, etwa lauten: „In der Nähe von Treuenbriegen, — oder Tirschtiegel, — stand meine Wiege, und zwar in einem jener saftgrün gestrichenen, der Arche Noah nachgebildeten Karren, die, über die holperige Dorfstraße daherrumpelnd, den Jubelruf der Jugend erwidern: „Hurrah, Kunsttreiber sind da!“

Ungefähr des gleichen Stammes mag sich die kleine „Donna Elvira“ rühnen, die wir vor der Vorstellung noch eine Probe mit ihrem vierbeinigen Kameraden abhalten sehen. Ja, auch der Wander-Circus schreitet mit der Zeit vorwärts! In dressirten Elephanten, Wüffeln, Papageien und ähnlichen exotischen Notabilitäten kann er es nicht bringen, aber das heimliche Schwein ist ihm erreichbar und nicht theuer zu erheben. Ein gutmüthiger Großbauer giebt wohl so ein Ferkelchen für ein halb Duzend Eintrittskarten her und gestattet obenrein noch das Ausführen aus dem ganzen Wurf, denn der „Prinzipal“ sieht bei der Wahl seiner Kunstnovizen nicht auf die Anlage zur Mast, sondern auf Gewandtheit und Klugheit. Und nach dieser Richtung war die Wahl gut getroffen. „Bella“, — so ward circudgerecht das Schweinchen getauft, — läßt sich trefflich an; es giebt bereits Pfötchen, kann Schildwacht stehen und durch den Reifen springen. Aber was fehlt dem lieben Thierchen nur heute? Warum steht es steif und stumpf und thut, als sähe es gar nicht den vorgehaltenen Reifen? Pfui, Bella, schäme dich! Noch so jung und schon voller Künstlerlaunen?! Weist du nicht, daß von dir und deinem Wohlverhalten der Ruhm, die ganze Zukunft deiner Lehrerin und Beschüzerin, der kleinen Donna Elvira, abhängen? Nur wenige Tagereisen trennen euch von der Residenz; und wenn dochhin der Ruf von euren Thaten gelangt, werden die Directoren der Spezialitäten-Theater, ja vielleicht der große Renz selbst, spornstreichs hierher eilen und euch Beide lebenslänglich engagiren. Dann wirst du es gut haben, alle Tage Rosinen und süße Milch schmausen, so viel du nur magst... Also sei artig, Bella, spring — hopp! so! — und nochmal: so! — Bravo, du liebes Glücksschweinchen!

Fr. G.

Wien. — Einer Commission des Wiener Gemeinderathes lag kürzlich der Antrag vor, ein Portrait von Charlotte Wolter, der gefeierten Bühnen-Künstlerin, für das städtische Museum malen zu lassen. Der Antrag wurde indessen abgelehnt, weil Frau Wolter „nichts spezifisch Wienerisches an sich habe.“

— Frau Theresie Göschl, eine bekannte, kürzlich verstorbene Wohlthäterin der Rothleibenden, vermachte ihr Haus und fünfzigtausend Gulden zur Begründung einer Stiftung für arme Kinder.

Brüssel. — Bei einem Balle, der jüngst zum Besten eines wohlthätigen Zweckes stattfand, wurde eine Schönheits-Concurrenz arrangirt. Aus diesem Wettbewerb gingen zwei Schönheits-Königinnen hervor, Mademoiselle Rardinis, eine hübsche Operetten-Sängerin, und ein Fräulein Jeanne de Groodt aus Dignude in Westflandern. Die Preisrichter, die das Verdicht fällten, hatten leider nicht bedacht, daß der Preis, ein goldenes Armband im Werthe von dreihundert Francs, nicht zu theilen ging. So mußte das Los entscheiden, und das Armband fiel der schönen Flämänderin zu, während sich ihre Nebenbuhlerin, eine Wallonin, mit der bloßen Ehre begnügen mußte.

Paris. — Ein bedeutungsvolles Datum in der Geschichte des Frauen-Studiums der Medicin wird der 1. Februar d. J. bleiben. An diesem Tage begannen in Paris zwei weibliche Ärzte, Fräulein Augusta Klumpe und Fräulein Blanche Edwardt, ihren Dienst als „Internes“, d. h. als im Krankenhaus selbst wohnende Ärzte, eine Auszeichnung, die sie durch ein glänzendes Examen über viele ihrer männlichen Mitbewerber davontrugen. Beide Damen hatten längst die atabemische Lehrzeit hinter sich und hätten sich eine geachtete und gewinnbringende Lebensstellung gründen können, wenn nicht ihr Bestreben dahin gegangen wäre, für sich und ihre Nachfolgerinnen auch das Internat zu erkämpfen. Das Internat in einem Pariser Hospitale umfaßt stets nur ein Jahr; es giebt dem aussehenden jungen Arzte eine Art Ehren-Diplom der Wissenschaft. Ein ehemaliger „Interne“ gründet sich leicht eine umfassende Praxis und erlangt durch die Verbindungen, die er im Hospitale mit den medicinischen Celebritäten angeknüpft, ein sicheres Anrecht auf eine feste Anstellung als Arzt

am Krankenhause, Lehrer an der Universität, Eisenbahn-Arzt u. s. w. So lange nun den Frauen der Eintritt in die Hospitäler verweigert war, so lange konnte man ihnen die höchste Palme der Wissenschaft streitig machen, und um diesem Uebelstande abzuwehren, opfereten die muthigen Damen viele Jahre rastlosen Strebens und Bemühens.

Augusta Klumpe wurde 1860 zu San Francisco in Californien geboren; der Name läßt vermuthen, daß sie eingewanderten Deutschen entstammt. Alle Mitglieder ihrer Familie sind hoch begabt. Ihre Schwester Anna ist Malerin und trug mit einem Portrait Augusta's vor zwei Jahren im Pariser Salon einen Preis davon; eine zweite Schwester ist Bildhauerin, eine dritte eine talentvolle Schülerin des Conservatoriums für Musik. Augusta Klumpe ist „Interne“ im Hospital in der Rue de Sourcine, einer Anstalt für unheilbare Frauen-Krankheiten, welche den Ärzten besonders schwierige Aufgaben stellt. Das Gehalt von zwölf- bis funfzehnhundert Francs ist weniger als ungenügend für die zu leistenden Dienste, aber es kommt hierbei, wie gesagt, in erster Linie auf die Ehre an. Uebrigens nimmt man es mit den Damen, welche das Internat erlangt haben, nicht ganz nach der Strenge der Vorschrift. Die Mansarden, welche den Internen im Hospitale als Wohnung dienen, sind keine angenehmen Räume, und so müssen die Damen nur jede vierte Nacht, wenn sie die Waage haben, im Hospitale zubringen und können sonst außerhalb des Hauses wohnen. So wohnt denn auch Fräulein Klumpe nach wie vor bei ihrer Mutter.

Blanche Edwardt, die zweite „Interne“, ist trotz ihres englischen Namens eine geborene Pariserin, die Tochter eines vor wenigen Jahren verstorbenen Arztes. Von den Eltern auf das Sorgfältigste erzogen, zeigte sie früh die umfassendsten Anlagen für Sprachen und Wissenschaften und trieb, von ihrem Vater unterrichtet, zu gleicher Zeit Lateinisch, Griechisch, Mathematik, Anatomie und Naturwissenschaften. Kaum funfzehnjährig Jahre alt, geniesste sie den Ruf großer Tüchtigkeit und hätte längst eine feste Anstellung am Theater, bei der Commission für weibliche Examen u. s. w. angenommen, wenn sie nicht dem Wunsch, das Internat zu erlangen, diese Aussichten geopfert hätte. Der verstorbene Minister-Resident Paul Bert wollte sie mit nach Tonkin nehmen, als Arzt der Residenzgesellschaft, an Stelle der Madame Aubry, die dort so plötzlich verschied; aber auch diese ehrenvolle, mit reichem materiellen Gewinn verknüpfte Stellung schlug sie um des höheren Zieles willen aus. Blanche Edwardt ist eine hübsche, heitere Dame; sie spricht fließend Englisch und Deutsch, liebt die berühmten Autoren beider Länder in der Ursprache und ist bei alledem eine durchaus weibliche Erscheinung.

— Interessante Aufklärungen über die Erziehung vornehmer Mädchen im achtzehnten Jahrhundert giebt ein jüngst erschienenes Werk, dem das Tagebuch der Prinzessin Helene Massalska, einer reichen polnischen Erbin und späteren Gemahlin des Fürsten Karl von Saxe, zu Grunde liegt. Die Prinzessin begann ihr Tagebuch im Alter von zehn Jahren, und so zeigt denn dasselbe im Anfange eine noch ganz kindliche Handschrift, begleitet von allerlei scherzhaften Zeichnungen. Früh verwaist, wurde Prinzessin Helene von ihrem Oheim, dem Bischof von Wilna, im Alter von acht Jahren der Abbatte aux Bois überwiesen, einem Benedictinerinnen-Kloster, dem nur Damen des hohen Adels angehörten. Außer dreihundsechzig Nonnen von vornehmer Geburt hatte das Kloster aber noch gegen hundert Laien-Schwwestern, welchen der Unterricht der zweihundert Zöglinge, — lauter Mädchen von altem Adel, — wie die Besorgung der häuslichen Angelegenheiten oblag. Die Superiorin des Klosters war Madame de Chabrillan, die Vorsteherin der Schule Madame de Koshchouart. Der Unterricht begann Morgens um acht Uhr mit dem Katechismus, worauf das Frühstück eingenommen wurde. Um halb zehn Uhr ging es zur Messe, und von zehn bis elf Uhr wurde gelesen, und zwar derart, daß die eine Hälfte der Mädchen laut vorlas, die andere Hälfte zuhörte. Hierauf kamen je eine halbe Stunde auf Musik und Zeichnen, dann eine ganze Stunde auf Geographie und Geschichte. Um ein Uhr ging es zum Mittagessen, und bis drei hatten die Zöglinge Ruhe, sich nach Belieben zu beschäftigen. Die nächsten zwei Stunden waren dann dem Schreiben, Rechnen und — Tanzen gewidmet, und nach einer abermaligen kurzen Pause folgte der Unterricht im Harfen- und Klavierpiel. Um sieben Uhr ging es zur Abend-Mahlzeit, und um neun Uhr zu Bette. Die große Mehrzahl der Mädchen blieb im Kloster bis kurz vor der Verheirathung. Die Prinzessin Massalska wurde, eben erst sechzehnjährig, in der Kloster-Kapelle mit dem Fürsten Karl von Saxe getraut, den sie vorher nur dreimal flüchtig gesehen hatte. Die Ehe war nichts weniger als glücklich; der Fürst blieb im Felde, und un schwer läßt sich in der entsprechenden Notiz des Tagebuches das Gefühl der Enttäuschung erkennen. Eine Freundin der Prinzessin, ein Fräulein von Bourbonne, hatte eine noch traurigere Ehe eingegangen. Ihre Hand wurde, als sie erst zwölf Jahre zählte, einem Manne zugesagt, der ihr Großvater hätte sein können, und von einer Reise „in die Welt“ in's Kloster zurückgeführt, beschrieb die glückliche Braut ihren Zukünftigen als „schrecklich alt und garstig.“ Als ihr Verlobter eines Tages im Kloster seinen Besuch angemeldet hatte, erhielten die jungen Mädchen Erlaubniß, verstoßen aus den Fenstern des Hofes seiner Auffahrt zuzuschauen. „Ach, ist Dein Mann hässlich!“ sagten sie nachher zu der Kleinen. „Ja,“ bestätigte diese, „Papa will, daß ich ihn heirathe, aber niemals werde ich ihn lieb haben.“ Einige Wochen darauf wurde sie mit dem Manne vermählt, jedoch nur der Form nach, und kehrte bis zum Eintritt in das heirathsfähige Alter in das Kloster zurück.

— Das Tagebuch von Marie Vastirischeff, der talentvollen, vor etwa anderthalb Jahren verstorbenen jungen Malerin, soll demnächst veröffentlicht werden. Mit der Herausgabe dieser Aufzeichnungen wurde André Theuriet, der bekannte feinsinnige Schriftsteller, betraut.

— Sarah Bernhardt's Wohnungs-Einrichtung in der Avenue de Villars ist von Herrn Derwillé, Präsidenten des Handelsgerichtes, angekauft worden. Das Atelier, mit seinen zum Theil sehr werthvollen Sculpturen, gebeknt der neue Besitzer in der alten Form zu bewahren.

— Mademoiselle de Guzien, die jüngst zu Lyon verstarb, hat ihr ganzes Vermögen, im Betrage von etwa drei Millionen Francs, den Hospitälern dieser Stadt vermacht. Ihre vor zwei Jahren verstorbenen Mutter hatte dem gleichen Zwecke zwei Millionen gewidmet. Vor Kurzem machte Mademoiselle de Guzien darüber von sich reden, daß sie, als von dem radicalen Gemeinderathe von Lyon die Entfernung der Kreuze von den Friedhöfen angeordnet wurde, auf ihrem Hause auf der Place des Terreaux ein großes Steinkreuz errichten ließ.

London. — Dem Frauen-Comité zur Feier des Regierungsjubiläums der Königin Victoria ging die Mittheilung zu, daß die Königin eine in Windsor-Park zu errichtende Reiter-Statue des Prinz-Gemahles als passende Gabe der englischen Frauen ansehen werde. Da die öffentliche Feier des Jubiläums bedeutende Kosten verursachen wird, so soll dem Parlamente eine



entsprechende Credit-Vorlage unterbreitet werden. Die Krönung der Königin, am 20. Juni 1887, hatte einen Aufwand von vierzigtausend Pfund Sterling verursacht. Bei der Eidesleistung waren seiner Zeit zwei Bibeln verwendet worden, eine, die zur wörtlichen Eidesabnahme diente, und eine andere, die als Unterlage für die Eides-Urkunde verwendet wurde, welche die Königin mit ihrer Namensunterschrift versah. Die erstere dieser Bibeln, die als eigentliche Krönungs-Bibel gelten muß, nahm der verstorbene Bischof von Manchester, Dr. Sumner, an sich, und sie befindet sich noch im Besitze seiner Familie. Die andere, die Unterzeichnungsbibel, wurde vom verstorbenen Bischof Stanley dem Domkapitel von Norwich überwiesen, in dessen Obhut sie noch heute ist. — Bereits jetzt ist für die Jubiläums-Festlichkeiten ein Galawagen der Königin neu in Stand gesetzt worden. Das Innere der sechs-spännigen Kutsche ist mit Scharlach ausgeschlagen, den goldenen Knöpfe verzieren; alle Federn und Eisentheile sind verguldet, die Bekrönung, die Thürgriffe und Wappenschilder echt Gold. Das Pferdegeschirr wird mit blauer Seide überzogen.

Die Agitation für das politische Frauen-Stimmrecht hat in England wie in den Vereinigten Staaten eine Niederlage erlitten. In London lehnte das Oberhaus ohne besondere Abstimmung die zweite Lesung der Vorlage ab, welche den Frauen das Wahlrecht einräumt, und in Washington verwarf der Senat mit vierunddreißig gegen sechzehn Stimmen die entsprechende Aenderung der Constitution.

Mistress Henry Wood, die bekannte, auch in Deutschland viel gelesene Roman-Schriftstellerin, ist im Alter von sieben- undsechzig Jahren einer Halsentzündung erlegen. Eine Tochter des großen Handschuh-Fabrikanten Thomas Price, verheiratete sie sich mit dem reichen Schiffseigner Henry Wood, dessen Namen sie auch als Schriftstellerin führte. Gleich mit ihrem ersten, 1861 erschienenen Romane, „East Lynne“, erzielte sie einen ungewöhnlichen Erfolg; von dem Werke wurden in kurzer Zeit über hunderttausend Exemplare abgesetzt. Auch die späteren Werke fanden eine glänzende Aufnahme, und fast alle wurden in fremde Sprachen übersetzt und zum Theile auch dramatisirt.

Frau Kröcker, die Tochter Ferdinand Freiligrath's, hat zu einer englischen Uebersetzung von Heine's Gedichten die Einleitung geschrieben.

Flora Macdonald, jenes junge Mädchen, welches die Ketterin des Präsidenten Karl Eduard Stuart wurde, als er nach der Schlacht von Culloden in den schottischen Bergen als Flüchtling umherirrte, soll auf der Insel South Uist, wo sie geboren wurde, ein Denkmal erhalten.

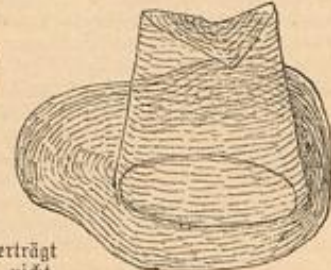
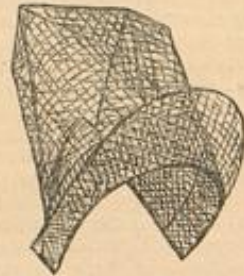
Mistress Ferguson, die Witwe eines Arztes zu Bolton in Lancashire, vermachte der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zweitausend Pfund zum Bau eines Votcs, das den Namen ihres Gatten führen soll.

An das Sama-Hospital zu Bombay wurde Fräulein van Overbete, eine Dame von deutscher Herkunft, die in London Medicin studirt hat, als stellvertretende Directrice berufen. Der oberste Leiter der Anstalt ist ebenfalls eine Dame, Miss Littlewood.

Die Trauung von Miss Booth, der „Marchallin“ der Heilsarmee, mit dem „Oberst“ Glibborn wurde in der Clayton-Halle mit großer Pompe vollzogen. Die Halle, welche sechstausend Menschen faßt, war dicht gefüllt, und die Trauung erfolgte streng nach dem Brauche der Secte. „General“ Booth, der Vater der Braut, verlas die Grundlage und Bestimmungen, welche für die Ehen der „Salutisten“ gelten, und nach denen die Eheleute sich im Besonderen verpflichten, Alles, was sie besitzen, im Bedürfnisfälle für das Beste der Heilsarmee zu opfern. Die Brautleute gaben ihre Zustimmung, worauf der „Oberst“ den Trauring an den Finger seiner Frau steckte und eine donnernde Rede an die Versammlung hielt; um hierbei in seinen Bewegungen möglichste Freiheit zu haben, hatte er zuvor den Rock ausgezogen. Die nunmehrige Frau Glibborn sang ein Solo und hielt dann ebenfalls eine Ansprache. Nachdem man ferner noch lange gesungen und gebetet, begab man sich zum Hochzeitsfrühstück.

Eigenartige, undefinirbare Farbentöne charakterisiren auch die neuesten Gewebe und die geschickte Vereinigung mehrerer Farben stellt keine geringe Anforderung an ein feines Verstandniß. Nichts dem leichtgetönten Weiß, das in der Zusammenstellung mit Schwarz großen Triumph entgegensteht, ist das leuchtende Maigeld wieder sehr in Aufnahme gekommen. Besonders bevorzugt sind jedoch, namentlich für Schleifen, Hut-Garnituren u. s. w., alle in's Vile und Rosa spielenden Farbentöne. Rose Hebe, vieux rose, rose Hortensia und poussé de primevère sind die poetischen Namen dafür, während man mit Ophelia ein zartes, helles Vile bezeichnet, das sich von jacinthe, violine clair und heliotrope sonoc bis zu den dunkelsten Farbentönen fortsetzt. Die bräunlichen und beige Schattirungen sind, wie immer, beliebt; der erste Platz gebührt darunter entschieden dem ecaille und vieux cuivre. Ein hübsches Graublau nennt sich luciole, ein helles Graugrün jeune poussé, choux nouveau. Rouge cactus heißt ein feuriges, etwas bläuliches Roth; unter den dunkelrothen Nuancen gelten amaranto und vieux Bordeaux als Neuheit. (Zeugmaelle: J. A. Drey, W., Leipziger Str. 87.)

Die Hutformen der Frühlingmode suchen in dem Luftigen und Leichtem den Ausdruck der Eleganz. Cantille mit Strohzwischenfäden gemischt, feines Koshhaar- oder spigenartig durchbrochenes Strohgewebe werden wir die Mehrzahl der Hüte bilden sehen, welche, weich und biegsam, unter einer geschickten Hand die für jedes Gesicht kleidbarste Form an-



nehmen. Viel Garnitur verträgt dieses Genre von Hüten nicht. Eine einfache Schleife aus Gazeband, von einer Jet-Agraffe gehalten, oder ein Gefäßel aus Seiden-Muffeln, Spitzenstoff u. reichen aus als äußerer Schmuck, dem man noch ein harmonisierendes



Seidenfutter hinzuzufügen kann. Ein Beispiel von der Biegsamkeit dieser neuen Formen veranschaulicht unsere letzte Abbildung. Der aus staubgrauem Stroh spigenartig gestrochene

Hut ist an einer Seite heruntergeschlagen, an der anderen dreimal aufgebogen, und jede Biegung mit kleinen, laublosen Kletterrosen gefüllt. Bouquets dieser Rosen und eine Bandschleife von dem neuen, tison benannten, warmen Roth garniren den Kopf. (Zeugmaelle: C. Kirchhoff, W., Jägerstraße 23.)



Westen und Einfalttheile in leuchtenden Farben sind das Neueste, was die Mode zur Ausstattung der anschließenden dunklen Frühjahrs-Paletots für junge Damen vorschreibt.

In dieser Saison scheint die Besuch-Toilette den Seidenstoffen wieder den Vorzug geben zu wollen; die schöne schwere Faïlle beginnt die Wollgewebe abzulösen. Der in der Farbe harmonisierende Paletot aus feinem Wollstoff oder Tuch erhält meist seidene Vizen-Einfassung und



Werth. In der Garnitur des Hutes, der beliebig aus Stoff, Spigen oder Koshhaar besteht und sowohl die runde, wie die Capote-Form zeigt, wiederholt sich die Farbe des Kleides, an dem einen unserer Modelle ein dunkles Deliotrop, an dem anderen Kobaltblau.

Als Garnitur der winzigen Capote, welche, meist ohne Bänder getragen, mehr einem Käppchen, als einem Hute gleich, wird mit Vorliebe Goldspitze verwendet. Eingekraust oder gefaltet, bildet sie eine Kapsche im Innern der diademartig auf-

geschlagenen Krempe, welche man oberhalb mit einem Strauß Frühlingsblumen und einer Gazeband-Schleife ausstattet.

Von der Pierlichkeit der diesjährigen Frühlings-Toiletten giebt die nebenstehende Figur eine Vorahnung. Den Rock aus kupferfarbener glatter Faïlle mustern einzelne Perlen- und Jet-Gehänge; während den größten Theil eine



lange Tunika aus gleichfarbigem Wollstoff bedeckt. Die fest anliegende Taille wird hinten geschnürt. Zur Promenade vervollständigen dies Kostüm eine ganz kurze, vierreihige Pelierine aus Perlstoff, ein Hut aus grobem maifarbenerem Stroh, mit schwarzen Bandschleifen und einem hinten tief herabfallenden Blumenzweig, schwarze Handschuhe und ein schwarzer, kupferroth geränderter Sonnenschirm mit geschnitztem Holzstod.

Die Passenterie versucht es immer mehr, sich in den Vordergrund der Besähe zu stellen, sei es, daß sie allein oder in Verbindung mit Perlen aller Art in Gestalt breiter Vorten zur Ausstattung der Kleideröde auftritt oder zusammenhängende Taillen-Garnituren,

d. h. Passe mit spitz auslaufender Rücken-Verzierung und Epaulettet bildet. Bevorzugt von der Mode sind auch Halbgürtel aus Passenterie, Perlen oder Bänder, welche, in der Seitenansicht ansehend, den unteren Rand der Taille oder bei den Ueberkleidern den Ansatz der Draperie decken, und lange vorn geschlungene Gürtelbänder. (Zeugmaelle: F. Geipel, W., Rastgrafenstraße Nr. 61.)

Unter den Handschuhen verdienen drei neue hübsche Arten besonderer Erwähnung, nämlich Zwirn-Handschuhe mit durchbrochener Manschette, Handschuhe aus Ziegenleder, deren Manschette über den Armel gezogen wird, um an heißen Tagen das Handgelenk warm zu halten, und seidene Handschuhe für einfache Frühlings-Soireen. Letztere, nur in sehr hellen Nuancen vorrätigen Handschuhe sind mit Bandschleifen derart garnirt, daß sie durch dieselben geschlossen scheinen. Sie sind besonders vorthelhaft für einen nicht sehr vollen Arm.



Moire, sowohl moire française und moire antique, wie pekini moire, d. h. mit Atlas gestreifter, groß gewässerter Moire, wird voraussichtlich vielfach als Garnitur der Frühjahrs-Toiletten dienen.

Die Tournüre nimmt von Tag zu Tage bescheidenere Dimensionen an; ja, hier und da wird sogar das kleine Kissen, welches dieselbe oben abschließt, abgeschafft und durch einen obersten Stahlreifen von 30—35 Cent. Länge ersetzt.

**Briefmappe**  
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Die Mode**  
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Unter den Mustern der mannigfaltigen neuen Stoffe taucht das bekannte Schottisch wieder auf und scheint für die Sommermode große Aussicht auf Erfolg zu haben sowohl in Stoffen als in Bändern, in den großen Glas-Carreang wie zahllosen kleinen und zierlichen Mustern.

Nichts vermag der einfachsten Toilette leichter ein modernes, elegantes Aussehen zu verleihen, als die oft mit raffiniertester Koletterie zusammengestellten Schleifen, die man aus Schlupfen und grazios gefalteten, oft zackig ausgeschlitzten Band-Enden oder aus dem ganz schmalen, sogenannten Kometenband rosettenartig arrangirt. Der neuesten Modellaune nachgebend, besetzt man solche Schleife, mit Rücksicht auf das hochfrisirte Haar, im Rücken als Nackenschluß für Jabots oder Stehtragen. (Zeugmaelle: M. Levin, C., Hansvoigtrich-Platz 1.)



Eine Auswahl der verschiedensten Arten von Bändern steht reicher denn je zu Gebote. Neben dem Atlas-, Moire- und Repsband mit farbigen Schnur-, oder gezacktem, mit Blumen gesticktem Gaze-Mädchen sind die fein gestreiften oder mit damasirter Musterung versehenen Gaze-Bänder sehr beliebt. Ausnahmslos jedoch bleibt der bald in absteigender Farbe, bald rosettenartig schwächer oder stärker sich markirende Picot-Rand als Begrenzung eines modernen Bandes bestehen.

Schwarz und Weiß, eine der beliebtesten Farbenverbindungen zu den mit kleinen oder großen Carreang und Streifen gemusterten Geweben, werden, als besondere Neuheit, in zwei verschiedenen Stoffen zu einer Toilette vereinigt. Eine originelle Zusammenstellung ist weißer Bolle mit schwarzem Sammet zu Hinterbahn und kurzer Panier-Draperie, mit dem der weitenartige Einjah der langen Jackettaile harmonirt. Dazu gehören schwarze Sammeterschleifen für Haar, Schulter und Armel-Garnitur.

**Antworten.**

Um waschledernen Handschuhen (49) die ursprüngliche Weiche nach der Wäsche möglichst zu erhalten, verfähre man folgendermaßen: Die Handschuhe werden in lauem Seifenwasser eingeweicht und am nächsten Tage gut ausgebrückt. Darauf ziehe man je ein Paar derselben über die Hände und wasche sie wiederum in lauem Seifenwasser gut aus, so wie man die Hände wäscht. Dies ist bei allen Handschuhen mit frischem Wasser zwei- bis dreimal zu wiederholen. Zu beachten ist dabei, daß das Wasser nur mäßig warm ist, und daß ihm eine genügende Menge Seife zugesetzt wird, ehe die Handschuhe hineinkommen, da sie sonst hart werden. Ist nun jedes Paar rein und gut ausgebrückt, so mache man mit ganz wenig Wasser ziemlich viel Seifenschäum, sehe diesem etwas Waschlau, Borax und feines Del hinzu, — letzteres trägt viel zum Geschmeidigwerden bei, — wende die Handschuhe darin mehrere Male um, damit sie von der Mischung ordentlich durchziehen, drücke sie ab, dann gut aus und trockene sie, auf Schnüre gereiht, möglichst rasch. Vor und während des Trocknens muß man sie öfters in ihre natürliche Länge ziehen. Sind die Handschuhe soweit fertig, so werden sie mit dem Handschuhweiser geweiht und ganz weich gerieben, wobei ein Recken über eine Tischlante sehr zweckmäßig ist; endlich werden sie zwischen reine Tücher gelegt und mit mäßig warmem Eisen überplättet. Frau Johanna.

Waschlederne Handschuhe (49) darf man nicht in reinem Wasser nachspülen. Die Seife muß darin bleiben; auch werden dann die Handschuhe an der Luft getrocknet, nicht am Ofen. So bleiben sie stets geschmeidig. Helene P.

Zimmer-Dielen-Polir-Wachs, sehr leicht und viel billiger als die bekannten Präparate herzustellen: Diese Vohner-Masse giebt nach leichtem Abbürsten den schönsten dauernden Spiegelslanz. In einem irdenen Gefäße werden 1/2 Pfd. gelbes Wachs und 70 Gramm Colophonium zusammen bei gelindem Feuer geschmolzen und nach Hinzunahme von feinem Terpentinöl unter Umrühren bis zum Erkalten, 70 Gramm Terpentin-Öl hinzugesetzt, worauf das Polirwachs fertig ist. Beim Gebrauche wird es vermittelst eines wollenen Lappens unter starkem Reiben aufgetragen, wodurch das Holz wie Lackirt erscheint. M. P.

**Eine empfehlenswerthe, winterblühende Zimmerpflanze.** — Die *Crassula lactea* (Milchweißes Dieblatt) ist eine von jenen wenigen Pflanzen, welche den Unbillen der Zimmerluft Trotz zu bieten vermögen und deshalb Blumenfreunden, welche über ein sonniges Fensterbrett verfügen, nicht dringend genug empfohlen werden können. Die eirunden, glatten, fleischigen Blätter sind grün und am Rande etwas punktiert; die Blumen sind schneeweiß, in einer aufrechtstehenden Traube vereinigt und erscheinen regelmäßig im Winter.

Man bringt die Pflanzen, welche von Anfang September an nach und nach trocken gehalten werden, — im October wird das Gießen ganz eingestellt, — im November auf ein recht sonniges Fensterbrett in's warme Zimmer und gießt anfangs mäßig; sobald sich die Blüten zeigen, mehr. Sie erscheinen auf diese Weise von November bis December und dauern, wenn das Zimmer nicht gar zu warm gehalten wurde, fünf bis sechs Wochen. Hat man mehrere Pflanzen, so ist es rathsam, nur einige wenige auf einmal warm zu stellen und die übrigen in einem kühlen Zimmer trocken zu conserviren, um sich der schönen Blüten den ganzen Winter hindurch erfreuen zu können. Zur Vermehrung benutzt man Blätter, welche mit einem Auge am Zweige abgeschnitten und mit der Schnittfläche auf einen mit sandiger Laub- oder Heide-Erde gefüllten Topf gelegt, resp. eingedrückt werden. Hierauf stülpt man eine Glasglocke oder auch ein Trütkglas darüber, sorgt für mäßige Feuchtigkeit und stellt diesen Vermehrungstopf an halbschattiger Stelle im Zimmer auf's Fensterbrett. Die Bewurzelung erfolgt in einigen Wochen, und die Pflanzen werden alsdann in der angegebenen Erde einzeln in kleine Töpfchen gepflanzt, welche, sobald sie diese durchwurzelt haben, mit größeren Töpfen vertauscht werden. — Sollte der Blumenfreund ein kleines Frühbeet im Besitz haben, worin der Salat, die Gurken u. s. w. abgeerntet sind, so kann dieses während des Sommers dazu dienen, die jungen *Crassula* darin auszu-pflanzen, vorausgesetzt, daß die Erde durch eine leichtere Laub- oder Risterde ersetzt wurde. Die Pflänzchen müssen so nahe wie möglich dem Fenster gebracht werden, weshalb das Frühbeet auch nahezu mit Erde gefüllt wird und die Pflanzen nur so viel Spielraum bekommen, daß sie bei zunehmendem Wachstume nicht an das Fenster stoßen. Die fernere Behandlung besteht darin, daß die Pflänzchen stets mäßig feucht und bei heissem Sonnenschein durch aufgelegte Schattenbreiter, Rohrdecken oder Reisigzweige leicht beschattet werden; das Fenster muß täglich geöffnet werden.

So behandelt, erreichen die Pflanzen im ersten Jahre eine bedeutende Stärke, und mehrere davon werden schon im zweiten Jahre die Blüten entwickeln.

**Edw. Urlandt, Obergärtner.**  
**Ungarische Topfenudeln (30).** — Bezugnehmend auf die Anfrage in Nummer 2 theile ich mit, daß die ungarische Speise *Turosmáci* das im Ungarischen besser bekannte „Turosmétel“ ist, zu Deutsch: Topfenudeln. Diese Speise wird in einfachen Bürgerhäusern als dritte und letzte Speise auf den Mittagstisch gegeben. Die Zubereitung ist eine sehr einfache: Man rollt einen festen Nudelteig messerrückenbild aus, läßt ihn etwas trocknen und schneidet dann daraus Nudeln. Diese kocht man in Salzwasser weich, seigt sie ab und dünstet sie mit vielem Schmalz oder Fett. Sodann richtet man auf einer Schüssel eine Lage Nudeln an, streut geriebenen, etwas gesalzenen Topfen (Anark, weißer Käse) darauf und gießt warm gemachten Rahm darüber, thut hierüber wieder eine Lage Nudeln u. s. w. Die oberste Schicht bilden Topfen.  
**Gier frisch zu erhalten (30).** — Man bestreicht gute, frische Eier mittelst eines Lappchens mit Provençer-Öl, sodas kein Stöckchen frei bleibt, wickelt dann jedes Ei einzeln sorgsam in Papier und packt sie in eine Kiste, die man bedeckt und an einem kühlen, trockenen Orte verwahrt. Nimmt man zu diesem Zwecke nur frische Eier von Ende August und Anfang September, so erhalten sie sich wohl ein Jahr lang frisch.

**Junge Hausfrau aus Schlesien.**  
**Gier frisch zu erhalten (30).** — Man nehme einen reinen Topf oder ein Faß, schichte die Eier sorgfältig hinein und übergieße sie mit einer Mischung im Verhältnis von 1 Schoppen Wasserglas und 12 Schoppen Wasser, bis die Flüssigkeit darüber geht. Der Topf darf nicht ganz luftdicht geschlossen werden. Es bildet sich eine breite Masse, in der sich die Eier mindestens ein Jahr vollkommen frisch erhalten.  
**A. K. in D., Gutsbesitzerstöchter.**  
**Zinger Torte.** — Man giebt 1 Kg. fein gesiebtes Mehl von bester Qualität auf das Teigbrett; ferner 1/2 Kg. frisch ausgewaschene Butter, 1/2 Kg. feingewiegte Mandeln; ebenso 1/2 Kg. Citronat und Orangeat, ebenfalls zerleinert, 5 ganze Eier, Zimmt, gestohene Nelken, Mustatblüthe, Piment, Basilicum, von diesen letzteren Ingredienzien nur wenig. Dies Alles knetet man zu einem Teige aus, den man auf einem Kuchenblech ausrollt. Dann streicht man fingerdick Aprikosen-Marmelade darauf,

legt ein Gitter von demselben Teige darüber und bäckt die Torte schön goldgelb. D. R.—r.

**Frau D. J.** — Für einen großen Haushalt möchten wir unter den drei angeführten Firmen zur Beschaffung der Knopp'schen Wasch-Maschine (Now-burg's univoersal) raten. Dieselbe ist einfach und dauerhaft konstruirt, durch einen Hebel beweglich, den ein junges Mädchen mit Leichtigkeit in Thätigkeit setzen kann. In vielen großen Erziehungs-, Kranken- und Wasch-Anstalten eingeführt, liefert diese Wasch-Maschine, bei einer ganz bedeutenden Ersparnis von Zeit und Heuerzahl, in fünf Minuten fünf bis sechs reine Hemden; das Resultat ist, namentlich wenn man außer dem anempfohlenen Einweichen noch die besonders schmutzigen, schweren Stellen einseift und leicht in der Hand durchreibt, ein alle Ansprüche befriedigendes. Auch ist zu berücksichtigen, daß das Verfabren die Wäsche nicht angreift und selbst Tall-Gardinen ohne Gefahr des Zerreißen gewaschen werden können.

**M. B.** — Die zu Fleisch-Conserven gebräuchlichen Löffel sind im Detail-Handel kaum zu bekommen und werden beinahe ausnahmslos nach anderen Rändern direct bei großen Fabriken bestellt. Dagegen sind Steinmetz-Ginnschneiden mit leichtem Beschluß in großen Wirtschaftszweigen zu haben. — Wenn Scherenschneidern einen echten Gehirnsack haben, so ist jedenfalls der Boden, in dem sie gezogen werden, nicht zu ihrer Cultivierung geeignet.  
**„Erwartung“ in Bräun.** — Leider nicht verwendbar. Wir bitten um Angabe der genauen Adresse behufs Rücksendung des Manuscriptes.  
**Fernina P.** — Krassen der Schönheitspflege behandelt unser Blatt nicht.  
**A. J. B.** — Sie befinden sich im Verzuge; der Artikel warnte vielmehr vor dem Gebrauche des Mittels.  
**Marie v. G. in D.** — Die Formen sind nicht im Handel, und die Composition ist uns nicht bekannt; vielleicht aber erfahren Sie auf directe Anfrage bei dem Buchhändler Raderer.  
**Trist.** — Verblüthender Dank für Ihren liebenswürdigen und humor-vollen Brief! Es freut uns sehr, daß der „Danzig“ Ihnen die Erfüllung Ihrer Wünsche zum Theil ermöglicht hat. Schade, daß nicht auch die anderen Werke des Künstlers schwimmen können.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Supplement.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Rodenbildern; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Rodenbilder und 12 Stoffbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.  
 Dritter Band.

# Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Der reichhaltige Stoff wird zunächst in zwei große Theile getheilt: in die Leib- und in die Hauswäsche.

In den ersten Theil, die Leibwäsche, ist Alles einbezogen, was im weitesten Sinne sowohl zur Damen- und Herren-Wäsche, als zu der für Mädchen und Knaben gehört; auch den Säuglingen wird Rechnung getragen. Die sieben Abschnitte dieses Theiles behandeln das Mahnehmen, die Anwendung des Maßes auf vorhandene Schnitt, das Aufzeichnen der Schnitt, das Zuschneiden, sowie Nähte, fertige Ausführung und Ausstattung. Auf die Nähte wird besonders Gewicht gelegt, da die Wäsche, um schön zu sein, vor Allem sauber genäht sein muß.

Der zweite Theil umfaßt die Hauswäsche. Dieselbe zerfällt in Bett-, Tisch- und Küchenschwämme, welchen, gleich den Handtüchern, dem Zeichen, Ausstatten u. s. w., je ein Kapitel gewidmet ist.

Als Anhang wird ein Verzeichniß aller zu einer vollständigen Ausstattung gehörigen Wäsche-Ergänzungen gegeben.

Bei der großen Wichtigkeit gerade der Wäsche für den Haushalt und die Hausfrau, welche in ihrem Einkommen den Wohlstand der Familie ausgeprägt sieht, darf wohl angenommen werden, daß eine nach allen Seiten erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes sich zahlreiche Freundinnen erwerben wird.

Die Leib- und Hauswäsche erscheint in 8 bis 10 Lieferungen, die je 16 reich illustrierte Seiten enthaltend, in Zwischenräumen von vier bis fünf Wochen zum Preise von je 60 Pfennig ausgegeben werden.

Lieferung I, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 10 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet. — Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.

## Anzeigen

Falls solche nicht als für Die illustrierte Zeit ungenügend von uns angeleben werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einblättrige Anzeigen-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen

Anzeigen-Bureaus, sowie in den Expeditionen der illustrierten Zeit zu Berlin W., Bodendamm-Strasse 38, und zu Wien I., Operngasse 3. Inzwischen erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inzer-tions-Auftrag dauert

**Dresdener Patent-Kinderwagenfabrik**  
**G. E. Höfgen, Dresden-N.**  
 Königsbrückerstrasse 75  
 liefert direct an Private Kinderwagen und Hochstühle neuester Systeme, mit und ohne Gummi zum Preise von 12—150 Mark.  
**Eiserne Kindernetzstellen**  
 sicherste und bequemste Lagerstätte für Kinder bis zu 10 Jahren. Preis 10—60 Mark. Auf Wunsch franco Zusendung. Reich illustr. Catalog gratis und franco.

**Jede Dame ist**  
 im Stande alte deutsche gepunzte Federarbeiten als schöne Gedächtnis- und Gelegenheitsgegenstände herzustellen. Werkzeug-fähren mit Anleitung und Verlassen hierzu. Preis M. 6, M. 10 u. M. 15, sowie Holz- und Federbrandapparate. Preis M. 20 u. M. 25 versendet **Gustav Freytag**, Königl. Hof-lieferant, Leipzig.  
 Muster, Prospekte und Preislisten franco und gratis.

**Krankenheiler**  
 Jodsodaseife, anerkannt beste Toilette-seife zum täglichen Gebrauche, zur Her-stellung und Erhaltung eines feinen Teint; Jodsodaschwefelseife, seit 40 Jahren erprobt als wirksamstes durchaus unver-lässiges Heilmittel gegen alle Hautkrank-heiten, Scropheln, Flechten, Drüsen, Kropfe, Verhärtungen, Geschwüre (selbst bosartige syphilit.), Schindeln, Frost-böulen, etc. **Verstärkte Quellsalzeife** gegen veraltete hartnäckige Fälle dieser Art. Zu beziehen in den meisten Apo-theken, Drogen- und Mineralwasser-handlungen. Gebrauchsanweisung gratis durch die Badedirection Kranken-heil-Tolz.

**J. Link, Spitzen-Manufactur**  
 Berlin, Jägerstraße 23.  
 Größtes Lager sämtl. Spitzen u. Spitzen-artikel. Recht und Imitation. Spitzenconfection. Spitzenwäsche. Ausbesserung. Application.

# Weisse Seidenstoffe

ca. 100 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weissseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide)**  
Mk. 1.45—1.75—3.55—4.30 per mètro.
- Weissseidene Ripse (ganz Seide)**  
Mk. 2.45—3.55—4.65—5.50—6.35—7.40—8.50—9.15—10.90 per mètro.
- Crème-weissseidene Ripse (ganz Seide)**  
Mk. 2.45—3.55—5.50—6.35—8.50 per mètro.
- Weissseidene Satins merveilleux (ganz Seide)**  
Mk. 3.55—4.35—4.95—5.75—6.90—7.70—8.60—10.25 per mètro.
- Crème-weissseidene Satins merveilleux (ganz Seide)**  
Mk. 3.55—4.35—4.95—5.75—6.90—7.70—8.60—10.25 per mètro.
- Weissseidene Surahs (ganz Seide)**  
Mk. 2.95—3.90—4.65—5.30—5.90—6.75—7.55 per mètro.
- Crème-weissseidene Surahs (ganz Seide)**  
Mk. 2.95—3.90—4.65—5.30—5.90—6.75—7.55 per mètro.
- Weisse Moirée antique (ganz Seide)**  
Mk. 7.70—8.65—10.00—11.05 per mètro.

- Weissseidene „Faille Française“ (ganz Seide)**  
Mk. 3.85—4.65—5.45—6.90—8.65—9.80—10.90—12.40 per mètro.
- Weisse halbseidene Atlasse**  
Mk. 1.25—1.95—2.70—3.10—3.55—3.95—4.30—5.15 per mètro.
- Crème-weisshalbseidene Atlasse**  
Mk. 1.25—2.70—3.55—4.30—5.15 per mètro.
- Weisse Satins Duchesse (ganz Seide)**  
Mk. 2.95—5.45—6.10—6.90—7.70—8.65—9.45—10.90—12.40—14.60—18.25 per mètro.
- Crème-weisse Satins Duchesse (ganz Seide)**  
Mk. 5.45—6.10—7.70—9.45—12.40 per mètro.
- Weissseidene Damaste (ganz Seide)**  
Mk. 3.90—5.80—7.85—10.25—11.60—14.— per mètro.
- Crème-weissseidene Damaste (ganz Seide)**  
Mk. 5.80—7.85—10.25 per mètro.
- Crème-weiss Moire Française (ganz Seide)**  
Mk. 7.70—8.65—10.00—11.05 per mètro.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.  
 Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

## G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau, für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.

Verkaufshäuser:  
 15. Breite Str. 14.  
 und  
 28. Brüderstr. 27.  
 Berlin C.

# Rudolph Hertzog

## 15. Breite Str., Berlin C.

Aufträge  
 von  
 20 Mark an,  
 Preislisten,  
 Modebilder,  
 Proben  
 franco.

Gründung 1839.

Feste Preise.

Eingegangene Neuheiten des In- und Auslandes in

# Schwarzen Costüm-Stoffen:

### Schwarze Reinwollene Dichte Fantasie-Stoffe:

- 109/110 e./m. br. Cachemire Croisé, solides Körpergewebe, Meter 1 M. 50 Pf. und 2 M.
- 109/110 e./m. br. Genna, solider, elastischer Körperstoff, Meter 2 M.
- 109/110 e./m. br. Crêpe Kandia, gekroppter Stoff für Tieftrauer, Meter 2 M. 25 Pf.
- 109/110 e./m. br. Batiste Extra, elegantes, solides Taftgewebe, Meter 2 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Bagdad, kräftiges, foulirtes Körpergewebe, Meter 2 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Crêpe Phaleros, elegantes Fantasie-Crêpe-Gewebe, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Cheviot Montana, geschlossener, elastischer, starkfädiger Körperstoff, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Crêpe Guadua, hochfeines Crêpegewebe, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Crêpe Danisha, besondere Neuheit, hochfeiner Crêpe-Stoff in neuesten damassirten Fantasie-Mustern, Meter 3 M.
- 120 e./m. br. Malaga, elegantes foulirtes Körpergewebe mit aufliegenden Mohair-Härcchen, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Cheviot Arta, kräftiger, elastischer Crêpestoff, Meter 3 M.
- 104/105 e./m. br. Sofala, besondere Neuheit, feiner Crêpe-Stoff mit originellem Fantasie-Muster, Meter 3 M.
- 104/105 e./m. br. Morea, feines solides Batiste-Gewebe mit eingewebtem kleinem Bocker-Karo, Meter 3 M. 50 Pf.
- 104/105 e./m. br. Ibraila, hochfeiner Batiste-Stoff mit eingewebten, starkfädigen, kleinem Gitter-Karos Meter 4 M.
- 109/110 e./m. br. Velours-Savannah, grosse Neuheit, geschlossenes, solides Fantasie-Travers-Gewebe in neuesten Fantasie-Mustern, Meter 4 M.

Dazu passender glatter Stoff: 109/110 e./m. br. Velours-Composé, Meter 3 M. 75 Pf.

- 109/110 e./m. br. Monrovia, hochelegantes, feingeripptes Fantasie-Gewebe, Meter 4 M.
- 120 e./m. br. Cachemire Merw, eleganter tuchartiger Stoff aus bester Angora-Wolle, Meter 4 M. 50 Pf.
- 120 e./m. br. Anacoste, hartwelliger, starkgeküpelter, reinwollener Stoff für Diakonissen- und Schwestern-Kleider, Talare, Antroben, Meter 3 M., 3 M. 50 Pf., 4 M. u. 5 M.
- 120 e./m. br. Cachemire des Indes, Meter 5 M. und 7 M.

### Schwarze Reinwollene Confections-Stoffe:

- 130 e./m. br. Silwnitza, elegantes, solides Traversgewebe, Meter 4 M.
- 130 e./m. br. Cordoba, kräftiger, gewalkter Stoff, schmal gestreift mit Mohair-Härcchen, Meter 5 M.
- 130 e./m. br. Utah, solides Ripps-Travers-Gewebe mit Mohair-Cannelé-Streifen, Meter 5 M.
- 130 e./m. br. Toledo, geschlossenes Körper-Gewebe mit starkfädigen Mohair-Ueberkaro, Meter 5 M.
- 130 e./m. br. Torrento, kräftiger, solider Körperstoff mit wenig markirtem Karo-Muster, Meter 4 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Florida, starker Körperstoff mit perlartigem Mohair-Ueberkaro, Meter 5 M.
- 130 e./m. br. Venosa, damassirtes, solides Fantasie-Gewebe, Meter 5 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Nottawa, kräftiger, solider Körperstoff mit eleganten Fantasie-Mohair-Streifen, Meter 5 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Durango, originelles Chevron-Gewebe mit feinem Streifen-Muster, Meter 6 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Ysonda, reich damassirtes Fantasie-Gewebe, Meter 6 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Eskimo, hochgelegenes, vollgriffiges Fantasie-Gewebe, Meter 6 M.
- 130 e./m. br. Montoro, geschlossener, kräftiger Körper-Stoff mit reichem, starkfädigem Mohair-Ueberkaro, Meter 7 M.

- 130 e./m. br. Sonora, reich damassirtes, elegantes Fantasie-Gewebe, Meter 7 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Patras, schweres Körper-Gewebe mit reichem Mohair-Doppel-Karo, Meter 9 M.

- Schwarze Damentuche, nadelfertig, hochfeine elegante Tuchstoffe aus bestem Material für Kleider, Mäntel etc.
- 130 e./m. br. Meter 5 M.; 140 e./m. br. Meter 6 M.
- 120 e./m. br. Wollen-Futter-Flanel, Meter 2 M. 50 Pf.

### Schwarze Reinwollene Cachemires und Cachemiriennes:

- 120 e./m. br. Cachemire, Meter 2 M. und 2 M. 50 Pf.
- 120 e./m. br. Cachemire Double, Meter 3 M., 3 M. 50 Pf. und 4 M.
- 120 e./m. br. Cachemiriennes, Meter 3 M., 3 M. 50 Pf. und 4 M.

### Schwarze Hochfeine Glatte Roben- und Confections-Stoffe:

- 100 e./m. br. Batavia, Prima und Secunda, Meter 5 M. und 5 M. 50 Pf.
- 118 e./m. br. Lyoner Crêpe du Japon, Meter 10 M. 50 Pf.

### Schwarze Ganzseidene Trauer-Crêpes

- (gerollt, ohne Bruch in der Mitte):
- 69 e./m. breit, Meter 3 M.; 70/72 e./m. breit, Meter 4 M., 5 M. und 6 M.

### Schwarze Halbwollene Dichte Stoffe:

- 69 e./m. br. Stoss-Cambles, Meter 55 Pf. und 63 Pf.
- 69 e./m. br. Doppel Lustré, Meter 75 Pf.
- 67/68 e./m. br. Doppel Lustré, Meter 1 M. 15 Pf.
- 69 e./m. br. Twilled Lustré, Meter 1 M. 10 Pf.
- 142/145 e./m. br. Zanella, Meter 1 M. 50 Pf. und 2 M.

### Schwarze Moreens:

- 63 e./m. br. Moreen, reine Wolle, Mtr. 1 M. 25 Pf.; 63 e./m. br. Brillant Moreen, reine Wolle, Mtr. 1 M. 50 Pf.
- 59/60 e./m. br. Alpaca-Moreen, Meter 2 M.

## Schwarze Tücher, Châles und Fichus.

### Schwarze Cachemire-Tücher und Long-Châles:

- 130 e./m. im Geviert 4 M.; 180 e./m. 7 M., 8 M., 9 M. und 10 M. wellengefranst.
- 185 e./m. im Geviert, seidengefranst 9 M., 10 M., 12 M., 13 M. 50 Pf., 16 M. 50 Pf. und 24 M.
- 180/360 e./m. gross, 13 M. 50 Pf., 15 M., 18 M. und 20 M. wellengefranst.

### Schwarze Terneaux-Long-Châles:

- 180/360 e./m. gross, 25 M. und 30 M. wellengefranst.

### Schwarze Wool-Shawls (Englische Starkwollige):

- 200 e./m. gross 10 M., 12 M., 16 M. 50 Pf., 17 M. 50 Pf. und 20 M.

### Schwarze Seidengefrante Fichus:

- Fichu Elégant von Cachemire, Seidengefranst, 5 M., 7 M. 50 Pf. und 13 M. 50 Pf.

### Schwarze Fantasie-Tücher: Kopf- u. Schulter-Tücher, aus Zephyr-Wolle, 2 M., 2 M. 25 Pf. bis 6 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Peluche-Colliers: 1 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Peluche-Fichus: 3 M. und 4 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Peluche-Echarpes: Stück 12 M. und 16 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Chenille-Châles: 110 e./m. gross 12 M.

### Schwarzseidene Chenille-Echarpes: 9 M.

### Schwarzseidene Tücher (Ananas-Muster). 110 e./m. im Geviert, Stück 10 M.

### Schwarze Ganzseidene Spitzen-Fichus: 4 M., 7 M., 10 M. 50 Pf., 15 M. 50 Pf., 20 M., 25 M., 30 M., 35 M., 40 M., 50 M. und 60 M.

### Schwarze Ganzseidene Spitzen-Echarpes: 5 M. 50 Pf., 10 M., und 15 M.

### Schwarze Reinwollene Halbklaare Fantasie-Stoffe:

- 90 e./m. br. Crêpe Virginie, leichtfoulirt, krepptartiger Stoff, Meter 75 Pf.
- 75 e./m. br. Crêpe Virginie, foulirt, krepptartiger Stoff, Meter 1 M. 50 Pf.
- 100 e./m. br. Voile Scyphide, Meter 2 M.
- 120 e./m. br. Crêpe Virginie, eleganter, krepptartiger Stoff, leichtfoulirt, Meter 2 M. 50 Pf.
- 110 e./m. br. Voile Cythere, eleganter, feinfädiger, halbklaarer Batistestoff, Meter 2 M. 50 Pf.
- 104/105 e./m. br. Bastia, feinfädiger, halbklaarer Batistestoff mit schmalen Streifen, Meter 2 M. 75 Pf.
- 104/105 e./m. br. Zella, eleganter Batistestoff mit eingewebtem, starkfädigem Gitterkaro, Meter 3 M.
- 104/105 e./m. br. Derbent, hochfeines halbklaares Gewebe mit eingewebtem, kleinem Karo, Meter 3 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Polion, eleganter, starkfädiger Etamine-Stoff mit höchst aparten, durchbrochenen Mohair-Streifen, Meter 4 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Polion composé, glatter Etamine-Stoff, zu obigen passend, Meter 3 M.

### Schwarze Reinwollene Klare Fantasie- und Durchbrochene Spitzenstoffe:

- 103/105 e./m. br. Grenadine Gabari, damassirt, spitzenartiger Stoff, Meter 2 M. 50 Pf.
- 103/105 e./m. br. Tokad, schmalgestreiftes, klares Fantasie-Gewebe, Meter 2 M. 50 Pf.
- 103/105 e./m. br. Naxos, starkfädiges, halbklaares Crêpe-Gewebe, Meter 2 M. 50 Pf.
- 103/105 e./m. br. Udine, damassirtes spitzenstoffartiges Gewebe aus starkfädigem Gespinnst, Meter 2 M. 75 Pf.
- 103/105 e./m. br. Pegu, elegantes klares, damassirtes Gewebe in reichen Mustern, Meter 2 M. 75 Pf.
- 103/105 e./m. br. Sofia, starkfädiges, halbklaares Fantasie-Crêpe-Gewebe, Meter 3 M.
- 103/105 e./m. br. Grenadine Catania, eleganter, feinfädiger, durchbrochener Stoff, Streifen- und Karo-Muster, Meter 3 M. 25 Pf.
- 130 e./m. br. Grenadine Lemuri, schweres, damassirtes Spitzen-Gewebe in reichen Mustern. Auch für Confectionszwecke. Meter 4 M. 50 Pf.
- 100 e./m. br. Gestreift Wollen-Grenadine, feiner Batiste-Stoff mit durchbrochenen Streifen, Meter 4 M. 50 Pf.
- 120 e./m. br. Gestreift Wollen-Etamine, starkfädiger, durchbrochener Etamine-Stoff mit höchst aparten Mohair-Streifen-Mustern, Meter 5 M. und 5 M. 50 Pf.
- 103/105 e./m. br. Reinwollene durchbrochene Spitzenstoffe. Reiche Auswahl neuester Muster, Meter 2 M., 3 M. und 3 M. 75 Pf.
- 95/96 e./m. br. Helios, besondere Neuheit in Spitzenstoff auf starkfädigem Madras-Untergrund, Meter 4 M.
- 103/105 e./m. br. Halbwollener Spitzenstoff, solide Qualität in hübschen neuen Mustern, Meter 1 M. 50 Pf.

### Schwarze Klare und Halbklaare Halbseiden- und Ganzseiden-Stoffe:

- 58 e./m. br. Damassirt Grenadine, das Meter 2 M.
- 58 e./m. br. Gestreift Grenadine, das Meter 3 M. 25 Pf. und 4 M.
- 58 e./m. br. Grenadine Guipure, das Meter 2 M. 75 Pf. und 3 M. 50 Pf.
- 58 e./m. br. Grenadine Bouclé, das Meter 3 M. 50 Pf.
- 58 e./m. br. Crêpe Grenadine, das Meter 4 M. 25 Pf.
- 58 e./m. br. Gestreift Crêpe Grenadine, das Meter 4 M. 50 Pf. und 5 M.
- 58 e./m. br. Grenadine Damier, das Meter 4 M. 50 Pf. und 4 M. 75 Pf.
- 58 e./m. br. Damassirt Canevas, „Ganz Seide“, das Meter 6 M.
- 58 e./m. br. Voile Natté „Ganz Seide“, das Meter 6 M. 50 Pf.
- 54 e./m. br. Gestreift Atlas-Guipure „Ganz Seide“, das Meter 5 M. und 7 M.

### Schwarze Reinseidene Spanische Spitzen-Stoffe:

- 70 e./m. br., das Meter 3 M., 3 M. 50 Pf., 4 M., 5 M., 7 M. 50 Pf., 9 M., 13 M. 50 Pf. etc.

### Schwarze, Perlirte, Klare Stoffe.

- Neue eingewebte Perlunster auf halbseidenem und ganzseidenem Untergrund, 58 e./m. br., Meter 6 M. 7 M. 50 Pf., 9 M. etc.

Zu allen obigen klaren und halbklaaren Stoffen passend für falsche Röcke und Unterkleider: Wohlfeile schwarze Seidenstoffe (haltbare Qualitäten), 52 e./m. br., Meter 2 M. und 2 M. 50 Pf.

### Schwarze seidene Spitzen-Volants:

Galpüre	Höhe: 56 e./m.	100 e./m.	100 e./m.
	Meter: 4 M. 50 Pf.	6 M. 50 Pf.	10 M.
Chantilly	Höhe: 70 e./m.	90 e./m.	105 e./m.
	Meter: 10 M.	12 M.	13 M. 50 Pf.

### Schwarze Ganzseidene Spanische Spitzen für Besatz:

- Breiten: 2 1/2 e./m., 3 e./m., 7 e./m., 8 e./m., 9 e./m., 11 e./m., das Meter 25 Pf., 40 Pf., 60 Pf., 70 Pf., 80 Pf., 90 Pf., 1 M., 1 M. 50 Pf., 2 M. 50 Pf. etc. etc.

### Schwarze Dichte Baumwollen-Stoffe:

- 80 e./m. br. Madapolam, Meter 65 Pf.; 80 e./m. br. Baumwollen-Atlas, Meter 85 Pf.; 70 e./m. br. gestreift Baumwollen-Atlas, Meter 1 M. 25 Pf.; 80 e./m. br. Futter-Körper, Meter 50 Pf.; 80 e./m. br. Futter-Percale, Meter 50 Pf.

### Schwarze Klare Baumwollen-Stoffe:

- 150/155 e./m. br. Tarlatane per Stück von 10 Meter 5 M. 50 Pf.
- 100 e./m. br. Crêpe Lisse per Stück von 10 Meter 6 M.
- 116 e./m. br. Futter-Mousseline, starkfädig, per Stück von 5-Meter 1 M. 25 Pf.
- 116 e./m. br. Futter-Mousseline starkfädig, per Stück von 10 Meter 2 M. 25 Pf.
- 100 e./m. br. Futter-Mousseline per Stück von 10 Meter 3 M.
- 100 e./m. br. Schlopp-Gaze per 2 Meter 75 Pf.

## Schwarze Confectionirte Artikel.

### Schwarze Mechanisch Gestrickte Westen:

- Für Damen:** Gewöhnliche Grösse: 3 M. 50 Pf.; mit Aermeln 5 M. Extra-Grösse: 4 M.; mit Aermeln 5 M. 75 Pf.
- Für Herren:** Gewöhnliche Grösse: 7 M. 50 Pf. und 11 M.; Extra-Grösse 9 M. und 12 M.

### Schwarze Jersey-Tailen

- aus bestem reinwollenem Trieststoff. Gewöhnliche Grösse: Stück 4 M.; mit Falten: Stück 4 M. 50 Pf.; Blusen-Tailen, Stück 6 M.

- Dergl. aus dichtem, reinwollenem Trieststoff, innen gefüllt. Gewöhnliche Grösse: Stück 5 M. 50 Pf., Extra-Grösse: 5 M. 75 Pf.; mit Falten: Stück 6 M. 50 Pf.; Extra-Grösse: Stück 6 M. 75 Pf.

### Schwarze Unterkleider.

- Schwarze Wollene Zanella-Unterkleider mit Plissé-Besatz, 100 e./m. lang, Stück 6 M.
- Dergl. mit hochrothem ganzwollenem Flanell gefüttert, Stück 10 M.
- Schwarze Seidene Atlas-Unterkleider, mit breitem Plissé-Besatz, durchweg mit hochrothem ganzwollenem, weichem Flanell gefüttert, ohne jede unbequeme gesteppte Wattirung. Vorzüglich sitzende Form, eleganteste und angenehmste Tracht. Länge 100 e./m. Preis 20 M.

- Schwarze Moiré-Röcke, Stück 6 M., 7 M. 50 Pf. und 8 M.; dergl. mit Falten, Stück 10 M.

### Schwarze Seidene Schürzen aus Satin de Lyon:

- Stück von 4 M. 50 Pf. bis 15 M.

### Schwarze Reinwollene Schürzen:

- aus reinwollenem Double-Cachemire mit reicher Garnirung zu 2 M. 25 Pf. Extra-Grösse: 2 M. 50 Pf. aus reinwollenem Satin reich garnirt zu 3 M., 3 M. 50 Pf., 4 M. und 5 M.

### Schwarze Halbwollene Cachemire-Schürzen:

- Reich garnirt zu 1 M. 50 Pf. und 2 M., mit Latz zu 2 M. 50 Pf.

Fortlaufend Eingang von Neuheiten für die Frühjahrs- und Sommer-Saison.